



Max Beermann (1873 – 1935) von Günter Spengler

Online-Publikationen des Stadtarchivs Heilbronn 33

H

eilbronner

Biographie**N**

Heilbronner Biographien 2
Online-Publikationen des Stadtarchivs Heilbronn 33
Herausgegeben von Christhard Schrenk

Günter Spengler: Max Beermann (1873 – 1935)

Erweiterte Fassung des 2016 in Band VIII der Reihe „Heilbronner Köpfe“ erschienenen
Lebensbildes über Max Beermann

Heilbronn 2019
urn:nbn:de:101:1-2019112114
Die Online-Publikationen des Stadtarchivs Heilbronn sind unter der
Creative Commons-Lizenz CC BY-SA 3.0 DE lizenziert.

Stadtarchiv Heilbronn
Eichgasse 1
74072 Heilbronn
Tel. 07131-56-2290
www.stadtarchiv-heilbronn.de

Satz: Ute Wanninger, Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt an der Aisch
Lektorat: Annette Geisler, Stadtarchiv Heilbronn

Inhaltsverzeichnis

Max Beermanns Familie und sein Weg nach Heilbronn	6
Die Richtungen im Judentum	8
– Jüdische Orthodoxie	9
– Neo-Orthodoxie	10
– Progressives Judentum	10
Max Beermann als Bezirksrabbiner in Insterburg	12
Die Arbeit des Bezirksrabbiners Dr. Beermann in Heilbronn	13
Jüdische Bibelübersetzungen in die deutsche Sprache	16
Max Beermanns Mitarbeit an der Volkshochschule	17
Die jüdische Lehrhausbewegung	19
Max Beermann als theologischer Lehrer	20
Rabbiner Beermanns Grundüberzeugungen	24
Rabbiner Beermann und die deutsche Kultur	25
Judentum und Deutschtum	27
Die Kämpfe des Rabbiners Dr. Max Beermann	30
– Christlicher Antijudaismus	31
– Der Bibel-Babel-Streit	32
– Der rassistische Antisemitismus	33
Max Beermanns Untergang und sein jüdisches „Dennoch“	35
Quellen	37
Zitierte Literatur	37
Bildnachweis	39
Zum Autor	40

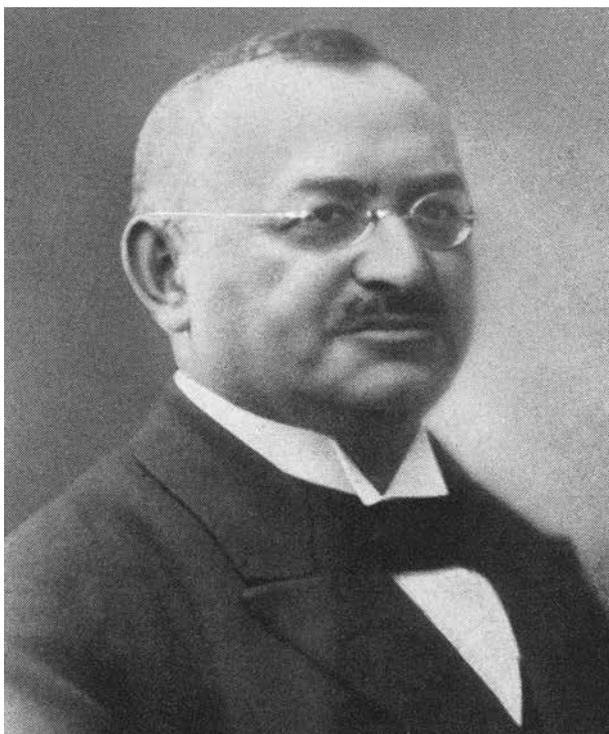
Bezirksrabbiner Dr. Max Beermann (1873 – 1935)

VON GÜNTER SPENGLER

Im Eingangsbereich der derzeitigen Synagoge Heilbronn hängt ein großes Foto des Bezirksrabbiners Dr. Max Beermann. Auch nach vielen Jahren, nach dem völligen Untergang der blühenden jüdischen Gemeinde in der NS-Zeit und nach dem zaghaften Neuanfang jüdischen Lebens in Heilbronn, erfreut sich Max Beermann großer Wertschätzung.

Sie werden hier eine Rabbinerpersönlichkeit kennenlernen, die eng in das Heilbronner Leben verwoben war, die respektiert wurde von Juden und Nichtjuden, die publizistisch deutschlandweit anerkannt wurde. Rechtsanwalt Siegfried Gumbel, der später mit Max Beermann befreundet war, berichtete von der ersten Begegnung der Heilbronner Juden mit ihrem zukünftigen Rabbiner. Als Beermann seine Probepredigt hielt, waren „wir beim ersten Anblick sehr enttäuscht. [...] Ein kleiner unscheinbarer Mann, keine stattliche Gestalt [...]. Wie er aber den Mund auftrat, wie er in souveräner Weise über die Gabe der Rede verfügte, wie er uns mit seiner

Predigt packte und hinriß, da hatte er bei uns gewonnenes Spiel.“¹



Das einzig erhaltene Porträt von Max Beermann.

Max Beermann wurde 1873 in Berlin geboren. Dort wurde seine weltoffene, den Menschen zugewandte Art geprägt, die es ihm in Heilbronn anscheinend nicht immer leicht machte. Gumbel schreibt: „Er stammte aus Nord-Deutschland. Darum unterschied sich seine Art von der unsrigen.“ Er musste lernen, „daß der Schwabe nicht im Sturm erobert sein will. [...] Er floß von Freundlichkeit und Güte geradezu über. [...] Es fiel ihm leicht, uns ins Gesicht hinein zu loben. [...] Er mußte lernen, daß der Schwabe das nicht mag.“² Max Beermann hat das offensichtlich gelernt – er wurde in der jüdischen Gemeinde und in der städtischen Öffentlichkeit geschätzt und verehrt.

¹ Siegfried Gumbel, Gedenkblatt für Bezirksrabbiner Dr. Max Beermann, Heilbronn (Nachruf). In: Gemeindezeitung, 1935, Nr. 11, S. 80 – dieses „Gedenkblatt“ von Siegfried Gumbel ist die einzige ausführliche Quelle für persönliche Eigenschaften Max Beermanns.

² Siegfried Gumbel, Gedenkblatt für Bezirksrabbiner Dr. Max Beermann, Heilbronn (Nachruf). In: Gemeindezeitung, 1935, Nr. 11, S. 80

Max Beermann wirkte von 1915 bis 1935 als Bezirksrabbiner in Heilbronn. Wer ihn kennenlernen möchte, muss sich hineinbegeben in seine theologische und philosophische Arbeit als jüdischer Wissenschaftler, in seine Beschäftigung mit deutscher Wesensart und Kultur, in sein pädagogisches Wirken als Lehrer von Jugendlichen und Erwachsenen, in seine Beiträge für Zeitungen und im Rundfunk. Und der muss ihn begleiten bei seiner seelsorgerlichen Arbeit für Ratsuchende, Kranke und Gefangene. Max Beermann kennenzulernen erfordert, sich auf sein Festhalten an jüdischer Tradition und sein lebenslanges Standhalten gegenüber den anti-judaistischen und antisemitischen Stürmen einzulassen.

Ein Rabbiner der Zeit zwischen 1895 und 1935 bewegte sich immer auf einem Feld jüdischer Auseinandersetzungen. Da agierten orthodoxe Juden, die sich an der Lehre des Talmud orientierten, neben reformierten, liberalen Juden, die die überlieferten Traditionen an die Entwicklungen der Zeit anpassen wollten, die beispielsweise eine Orgel in der Synagoge, modernisierte Gebetbücher, die Einäscherung statt Beerdigung befürworteten. Als Protest dagegen entstanden die „Adass Jisroel Gemeinden“, die streng an den rabbinischen Religionskodizes festhielten. Es gab in Deutschland die Vertreter des Zionismus, die die Mehrheitsgesellschaft verlassen und in Palästina jüdisches Leben aufbauen wollten, neben jenen, die als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens“ eine enge Verbindung jüdischer Religion mit deutscher Kultur anstrebten. Die Spanne ging von Ostjuden mit chassidischem Hintergrund, etwa aus dem heutigen Polen oder der Ukraine, die von vielen einheimischen Juden abgelehnt wurden, bis zu den säkularisierten Juden, denen Religion und religiöse Gemeinde gleichgültig waren. Die untereinander oft zerstrittene Judenheit hatte einen sich wissenschaftlich gebärdenden beziehungsweise christlich befeuerten Antijudaismus und den rassistisch ausgerichteten Antisemitismus zum Gegner. In diesem Gemenge musste Max Beermann seine eigene Position finden und verteidigen.

Max Beermanns Familie und sein Weg nach Heilbronn

Von Max Beermanns persönlichem Leben, von seinen Eltern und seiner eigenen Familie gibt es fast keine Nachrichten und Fotos. Das ist sehr schade und bedeutet, dass sich meine Darstellung dieses Menschen im Wesentlichen auf das beschränken muss, was er geschrieben und veröffentlicht hat.³

Max Mordechai Beermann wurde am 5. April 1873 in Berlin geboren. Seine Eltern waren Johanna und Herrmann Beermann. In Berlin besuchte er das Königstädtische Gymnasium, wo er mit 21 Jahren das Abitur ablegte. 1894 begann er das Studium an der Berliner Friedrich-Wilhelm-Universität (heute Humboldt-Universität), an der er fünf Semester studierte. An der Philosophischen Fakultät Gießen erlangte Beermann 1897 durch seine Inaugural-Dissertation die philosophische Doktorwürde. Seine wissenschaftliche Untersuchung galt dem „Maimonides Kommentar“; er legte darin zum ersten Mal einen Abschnitt des arabischen Urtextes mit hebräischer und deutscher Übersetzung vor.⁴ Im gleichen Jahr wurde Beermann am orthodoxen

³ Siehe vor allem die Liste im „Biografisches Handbuch der Rabbiner“ mit Max Beermanns Veröffentlichungen

⁴ Angaben zu Eltern, Bildungsweg und Lehrern in der lateinischen Vita zu Beermanns Dissertation, Berlin, 1897

Rabbinerseminar in Berlin immatrikuliert, mit dessen Abschluss er 1898 sein Rabbinerdiplom erhielt.

Um das Profil des Rabbineramtes zu verstehen, das Dr. Beermann hier in Heilbronn ausfüllte, müssen wir einen kleinen Umweg machen. Das wissenschaftliche Studium des Judentums war eine Neuschöpfung in Deutschland im 19. Jahrhundert. Bis dahin gab es keine spezielle Rabbinerausbildung. Es gab – zum Teil auf hohem Niveau – das Studium der Talmudschriften an den Jeschiwot (Talmudschulen). Diese wurden von interessierten Juden zur persönlichen Weiterbildung der religiösen Erziehung des Elternhauses besucht.

Juden erhielten in Preußen 1812 das Bürgerrecht. Sie nutzten schnell alle Bildungsmöglichkeiten, sobald sie ihnen offenstanden. Juden in Deutschland schätzten sehr bald die deutsche Kultur als ihre Heimat, die sie studierten und pflegten, wo immer das möglich war: in Philosophie, Literatur und Musik, in den Naturwissenschaften und in der Medizin. Es wurde bald versucht, eine „Wissenschaft des Judentums“ in einer den anderen Wissenschaften vergleichbaren Qualität aufzubauen. Neben das Studium der Bibel und des Talmuds sollten gleichrangig Studien aller Geistes- und Naturwissenschaften treten. Damit sollte der Anschluss an die moderne Zeit gewährleistet werden. Und Rabbiner als Leiter der jüdischen Gemeinden sollten als Lehrer und Gesprächspartner zur Verfügung stehen.

Außerdem sollten dem weit verbreiteten christlichen Antijudaismus im akademischen Bereich jüdische Wissenschaftler entgegengestellt werden, um im Sinne der Aufklärung Unwissenheit durch authentische Informationen zu überwinden und im wissenschaftlichen Diskurs alte Vorurteile zu entkräften. Beides ist – bis auf wenige Ausnahmen – nicht gelungen. Die sich sehr schnell entwickelnde „Wissenschaft des Judentums“ wurde ghettoisiert. Die Versuche, diese im Rahmen einer Fakultät zu verankern, wurden mehrfach abgeschmettert.⁵

Deshalb entwickelten sich außerhalb der Universitäten auf drei Wegen wissenschaftliche Forschungs- und Ausbildungsstätten. Da gab es die 1872 in Berlin gegründete „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“. Diese Einrichtung verschrieb sich der wissenschaftlichen Erforschung des Judentums im Austausch mit allen Universitätseinrichtungen. Sie bestand auf Unabhängigkeit von allen Einflüssen jüdischer Gemeinden. Allerdings wurde ihr die staatliche Anerkennung verweigert: Die Hochschule musste sich Lehranstalt, die Professoren Gelehrte, die Studenten Schüler nennen; das Promotionsrecht wurde versagt. Trotzdem hatte sie wegen hochqualifizierter Lehrer wie Leo Baeck und Hermann Cohen einen internationalen Ruf. Sie war faktisch das liberale Rabbinerseminar der Kaiserreichszeit. Im Sinne des Reformjudentums arbeitete das 1854 in Breslau gegründete „Jüdisch-theologische-Seminar“. Mit Hilfe aller Wissenschaften sollte das Judentum weiterentwickelt und die jüdische Identität in der modernen Welt erhalten werden.⁶ Deutlich von beiden Richtungen setzte sich das 1873 in Berlin ins Leben gerufene „Orthodoxe Rabbinerseminar“ ab. Es öffnete sich allen Wissenschaften als Ergänzung, beharrte aber darauf, dass die schriftliche und mündliche Thora niemals in Frage

⁵ siehe Christian Wiese, *Wissenschaft*, 1999, S. 61 f., 72 f., 78 f.

⁶ siehe Christian Wiese, *Wissenschaft*, 1999, S. 58 f., 65 ff.

gestellt werden sollte.⁷ An diesem orthodoxen Rabbinerseminar studierte Max Beermann 1897/88 und erhielt hier sein Rabbinerdiplom.⁸

Es fällt auf, dass fast alle Rabbiner in Deutschland promoviert waren. Die sogenannten „Doktorrabbiner“ arbeiteten auch hier in Württemberg – in Heilbronn waren es Dr. Moses Engelbert, Dr. Berthold Einstein, Dr. Max Beermann, Dr. Harry Heimann und Dr. Jonas Ansbacher von Adass Jeschurun.⁹

Diese Geistlichen waren Wissenschaftler auf hohem Niveau: Das Universitätsstudium (Orientalistik, Philosophie und Ähnliches) schlossen sie mit der Doktorarbeit ab und gingen dann in die Rabbinerausbildung. Die „Doktorrabbiner“ brachten im akademischen Bereich das moderne Judentum zur Sprache, beflügelten den öffentlichen Diskurs und gaben dem Rabbineramt in Deutschland ein bleibendes anerkanntes Profil. Genau dies wird uns bei Max Beermann begegnen. Er wurde zwar im orthodoxen Seminar in Berlin ausgebildet, lehnte es aber nachdrücklich ab, als orthodoxer Rabbiner bezeichnet zu werden.¹⁰ Er gehörte allerdings auch nicht zum liberalen Judentum. Er vertrat ausdrücklich die Beachtung der Halacha, des Religionsgesetzes für Rituale und Lebensführung: Um des Erhalts und der Zusammengehörigkeit des Judentums willen seien die einzelnen Gebote zu befolgen – soweit das in der gegebenen Situation möglich ist. Für Ausnahmen gebe es Angebote in der Halacha selbst, sodass keine Aufweichungen nötig seien. Die strikte Observanz gäbe in Zeiten vieler Umbrüche eine klare Orientierung und stärke die sittliche Kraft der persönlichen Lebensführung. Vielen Neuerungen der liberalen Richtung stand Rabbiner Beermann ablehnend gegenüber.

Die Richtungen im Judentum

Die Trennung in orthodoxes und progressives Judentum entstand in Deutschland im 19. Jahrhundert. Dies hatte verschiedene Ursachen: Die fortschreitende Gleichberechtigung der Juden entließ sie aus der Jahrtausende alten Isolierung. Sie lebten nicht mehr in einer Binnenkultur, sondern schlossen sich zunehmend der Kultur der Mehrheit an. Ein Indiz dafür war der Übergang vom jiddischen zum hochdeutschen Sprachgebrauch – wozu zum Beispiel Moses Mendelssohn drängte, auch durch seine Übersetzung des Tenach (Altes Testament) ins Deutsche.

Ein anderer Grund für Neuorientierungen im Judentum war, dass es für praktizierende Juden nicht mehr genügte, nur die Kaschrut oder Festtagsliturgien der Halacha, das heißt des Religionsgesetzes, zu befolgen, sondern jüdische Identität musste sich nun darüber hinaus formulieren. Was heißt es, Jude zu sein? Dies musste durch das Zusammenleben nicht nur gegenüber dem Christentum geschehen, sondern auch als Unterscheidungsmerkmal innerhalb des Judentums. Es entstanden also gleichzeitig orthodoxe und progressive Richtungen durch gegenseitige Abgrenzung.

⁷ siehe Christian Wiese, Wissenschaft, 1999, S. 74 f.

⁸ Das Rabbiner-Seminar zu Berlin, 1898; im Hörerverzeichnis 1897/98 findet sich auch Dr. Max Beermann, Berlin

⁹ Hans Franke, Geschichte, 1963, S. 76; Christian Wiese, Wissenschaft, 1999, S. 79

¹⁰ Max Beermann, Leserbrief. In: Jüdische liberale Zeitung, 16.7.1930. Zu Beermanns Kritik an liberalen Veränderungen siehe seine Aufsätze in: Der Israelit, 2.11.1922, S. 3 und 26.4.1923, S. 1

Ein dritter Beweggrund war, dass bislang für jüdisches Leben das Handeln gemäß der Halacha (Orthopraxie) als zentral galt und nicht die in einem Bekenntnis formulierte Lehre (Orthodoxie). Das Bedürfnis der Abgrenzung erforderte jedoch zunehmend klare lehrhafte Begründungen und veränderte dadurch den Charakter des Judentums: Es kam zu Glaubensbekenntnissen. Außerdem genügte es durch das intensivere Teilnehmen am Leben der Mehrheitsgesellschaft nicht mehr, die halachischen Regeln zu überliefern und zu lernen – der moralische Zustand der gesamten Gesellschaft wurde nun als Aufgabe gesehen und verlangte nach religiöser Orientierung und pädagogischer Anwendung.

Die Autorität des Rabbiners musste sich deshalb neu begründen: Es galten nicht mehr allein seine Talmud- und Halachakenntnisse, sondern auch seine Lebenshilfe als Pädagoge und Seelsorger. Durch die zunehmende Beteiligung am öffentlichen Leben genügte nicht mehr die Bildung im Cheder (Schule für Kinder) und Jeschiwa (Schule für Erwachsene) – auch für jüdische Kinder galt nun die allgemeine Schulpflicht und waren für sie die Bildungsinhalte der öffentlichen Schulen verbindlich. Die Ausdifferenzierung des Judentums geschah durch unterschiedliche Antworten auf diese neuen Fragen.

Wie das Christentum litt auch das Judentum unter einem zunehmenden Traditionsverlust und unter dem einsetzenden Säkularismus. Zum Judesein musste nun angeleitet und das Jude-sein musste nun verständlich gemacht werden – werbend, nicht nur konservierend. Dies gipfelte in der Lehrhausbewegung in den 1920er Jahren.

Bei der Entwicklung der verschiedenen Richtungen im Judentum ging es hauptsächlich um seine Selbstdefinition und Weiterentwicklung. Rabbiner Max Beermann war dabei sehr aktiv beteiligt: Hinsichtlich der Bildung von Schülern und Lehrern, durch sein Seelsorgeverständnis des Rabbineramtes, durch seine Aufsätze in jüdischen und nichtjüdischen Zeitschriften in ganz Deutschland und durch seine Vorträge über deutsches und europäisches Bildungsgut (Literatur und Philosophie) sowie durch seine Anleitungen zur jüdischen Alltags- und Festpraxis.

Jüdische Orthodoxie

Der Begriff „jüdische Orthodoxie“ entstand erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Ihr ging es zunächst nicht um religiöse Glaubensgrundsätze, sondern um einen der Halacha entsprechenden Lebensstil (Orthopraxie). Zunächst standen praktische Fragen im Vordergrund: Um Beerdigungen von Scheintoten zu vermeiden, wurde staatlicherseits eine dreitägige Leichenschau eingeführt – der Talmud schrieb jedoch die Bestattung am Sterbetag vor – hier erfolgte eine Anpassung an die Mehrheitsgesellschaft. Auf die „brit mila“ (Beschneidung) wollten viele assimilierte Juden verzichten – was von den Reformern jedoch wieder aufgegeben wurde. Die Beschneidung (der männlichen Juden) ist für alle Richtungen ein Kennzeichen der Zugehörigkeit geblieben. Der Verlust der eigenen Zivilgerichtsbarkeit wurde nach langem Streit mit Hilfe des talmudischen Grundsatzes „Landesrecht ist auch für Juden geltendes Recht“ anerkannt.

Kennzeichen der Orthodoxie wurde die Festlegung der Offenbarungsquellen: Tenach (Altes Testament) und Talmud (rabbinische Auslegungstradition). Das hatte bisher fraglos gegolten:

Gott habe am Sinai die Tora in zweifacher Form gegeben – die schriftliche Tora und die mündliche Tora. Dies wurde nun als „antimodernistische Offenbarungs- und Inspirationsdoktrin“ festgelegt. Gegenüber der aufgekommenen historisch-kritischen Erforschung der Bibel in der christlichen Theologie wurde nun die „Irrtumslosigkeit und Widerspruchsfreiheit der Tora“ als jüdische Lehre erklärt.¹¹ Damit entwickelte die Orthodoxie zur Selbstdefinition verbindliche Glaubensaussagen mit Bekenntnischarakter, was dem Judentum bisher fremd war.

Orthodoxe Gruppierungen beharrten auf den koscheren Speisevorschriften – auch wenn dies zum Beispiel in den Hungerjahren um 1846 kaum durchzuhalten war. Für die Gestaltung der Gottesdienste setzten orthodoxe Richtungen die traditionellen Formen durch: keine Chöre im Synagogengottesdienst (später nur Männerchöre), weiterhin Trennung von Männern und Frauen in der Synagoge, Ablehnung von Instrumentalmusik (einschließlich Orgel) im Gottesdienst, für die Gebete und Lesungen wurde weiterhin das Hebräisch und nicht die Landessprache vorgeschrieben. Die sich immer mehr festigende Orthodoxie setzte sich zum Teil mit allen Mitteln gegen „Modernisierer“ durch. In Berlin wurde zum Beispiel an die preußische Regierung appelliert, dem religiösen Wandel ein Ende zu machen, was aus Furcht vor politischen Veränderungen auch geschah. In Hamburg erklärte eine Rabbinerversammlung jede religiöse Erneuerung als von der Tora verboten.¹²

Neo-Orthodoxie

Während die Orthodoxie den Blick auf das Innerjüdische richtete, blickte die Neo-Orthodoxie darüber hinaus auch „nach draußen“, auf das Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft. Sie machte „den Versuch einer Synthese von jüdisch-orthodoxer und nichtjüdischer Kultur (Kulturorthodoxie)“.¹³

Dieses Bemühen, die an der jüdischen Tradition orientierte Lebensführung mit der Zugehörigkeit zur deutschen Kultur zu verbinden, fand bei vielen begeisterte Aufnahme. Die Neo-Orthodoxie berief sich bezeichnender Weise auf ein Zitat aus dem Talmud (Pirke Avot/Sprüche der Väter): „Jüdische Lehre mit weltlicher Bildung“. So war diese Richtung besonders im jüdischen Bildungswesen aktiv, ein Vertreter war Esriel Hildesheimer (1820 – 1899). Er wurde von der traditionellen jüdischen Gemeinde Adass Jisroel in Berlin als Rabbiner angestellt, übernahm die Leitung des Lehrhauses (Bet Midrasch) und gründete 1873 das orthodoxe Rabbinerseminar, auf dem auch Max Beermann zum Rabbiner ausgebildet wurde.

Progressives Judentum

Eine andere Strömung des Judentums bildete sich zeitlich parallel: das Progressive Judentum, das eine konservative und eine liberale Richtung annahm. 1801 wurde in Seesen (Westfalen) eine jüdische Freischule gegründet, in der religiöse und weltliche Fächer unterrichtet wurden. Auf Bildung der Kinder und Jugendlichen wurde von Anfang an großer Wert gelegt, deshalb

¹¹ Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 4, 2013, S. 452

¹² Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 2, 1996, S. 132 ff.

¹³ Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 4, 2013, S. 341

folgte 1810 in Kassel eine Ausbildungsstätte für Rabbiner und Lehrer. Neue Synagogen mit reformierten Liturgien entstanden in Seesen und Berlin. 1818 wurde in Hamburg der reformierte „Jüdische Tempel“ eingeweiht, der bis 1938 bestand. Die Bezeichnung „Tempel“ statt Synagoge weist auf die Neuausrichtung hin: Im Zentrum stand nicht mehr Jerusalem mit der dort beginnenden rabbinischen Tradition, sondern die an vielen Orten der Diaspora eingerichteten Gottesdienststätten waren Nachfolger des Jerusalemer Tempels.

Die Hamburger Gründung 1818 gilt als die Geburtsstunde des progressiven Judentums in Deutschland. Auch hier wurde es nötig, das Selbstverständnis zu formulieren und theologisch zu begründen. Dieser Aufgabe stellte sich auch die „Wissenschaft des Judentums“. Es entstanden umfangreiche Geschichtsdarstellungen des Judentums, um die eigene religiöse und kulturelle Identität festzuhalten. Und sie waren wichtig, um die Jahrtausende lange Entwicklung und Wandlungsfähigkeit des Judentums aufzuzeigen, um die Rechtmäßigkeit der von den progressiven Richtungen geforderten inneren und äußeren Erneuerung und Veränderung zu belegen. Bisher galten jüdische Texte und Rituale als ewig und unveränderlich und überall in gleicher Weise vorgegeben. Darauf beruhte die absolute Autorität der Rabbiner, die über deren Unveränderlichkeit und Verbindlichkeit wachten. Der Widerstand gegen die Reformen war zum Teil sehr heftig – bis hin zum Bann und Synagogausschluss.

Die konservative Richtung des progressiven Judentums war für Veränderungen und Anpassungen an die Mehrheitsgesellschaft offen. Sie bestand aber auf der Verbindlichkeit von Tora, Talmud und Halacha. Die liberale Richtung des progressiven Judentums entwickelte die traditionelle Unterscheidung weiter: Gottgegeben und unveränderbar ist die schriftliche Tora (Fünf Bücher Mose) – die mündliche Tora hat in Gottes Offenbarung ihren Ursprung, legt diese aber für neue Situationen neu aus. Wird bei der schriftlichen Tora die Ewigkeit der göttlichen Offenbarung hervorgehoben, zeigt sich bei der mündlichen Tora die göttliche Offenbarung in einem ewigen Ausgangspunkt und in einer sich entfaltenden und aktualisierenden Weiterführung.¹⁴ Das schließt zum Teil die Aufhebung der strengen Observanz der Halacha ein und betont die im Prophetentum wurzelnde Moralität. Als Schwerpunkte der Lehre bilden sich das Festhalten am Monotheismus und der ethische Universalismus (die Völker werden zu sittlichem Fortschritt geführt) heraus. Nicht mehr die Erwartung des endzeitlichen Messias ist das Hoffnungsziel, sondern die ethische Vollkommenheit der gesamten Menschheit. Die nationale Perspektive verschwindet zugunsten einer universalistischen Orientierung.

Die Ausrichtung des Progressiven Judentums erlebte im 19. Jahrhundert eine starke Dynamik. Auf mehreren Rabbinerkonferenzen ab 1837 wurden die Grundsätze reflektiert und beschlossen, wegweisend war hier Rabbiner Abraham Geiger. Das 1854 in Breslau gegründete Rabbinerseminar wurde zur Ausbildungsstätte vieler progressiver Rabbiner und die 1872 ins Leben gerufene Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin diente Forschung und Lehre.

Zum Teil wurden die Gegensätze sehr heftig ausgetragen. Es bildete sich aber auch das Modell der „Einheitsgemeinde“: Orthodoxe Rabbiner waren für die Kaschrut und die Mikwe zuständig, progressive Rabbiner für die Gottesdienste, das Bildungswesen und das kulturelle Leben.

¹⁴ Zu den verschiedenen Positionen siehe: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 2, 1996, S. 146 ff.

Viele Gemeinden führten Änderungen ein: Die Gottesdienste erhielten eine feste Ordnung zur Hebung des religiösen Niveaus. Die Predigt in deutscher Sprache wurde allgemein akzeptiert, abgelehnt wurde jedoch eine deutschsprachige Liturgie. Wegen des Arbeitsverbotes am Schabbat blieb zunächst Instrumentalmusik im Gottesdienst verboten, nach und nach setzte sich die Orgel durch und wurde zum Kennzeichen liberaler Gottesdienste. Die religiöse Bildung von Kindern und Jugendlichen wurde neugeordnet, sie schloss mit der Konfirmation (an Stelle der Bar Mizwa) ab – für Jungen und für Mädchen. Für Rabbiner wurde eine akademische Ausbildung eingeführt.

Zum progressiven liberalen Judentum bekannten sich die meisten Gemeinden in Deutschland. Durch den Holocaust wurde diese Entwicklung abgebrochen. In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstanden an einigen Orten kleine liberale Gemeinden.

Nach siebzig Jahren tagte 1997 in München zum ersten Mal wieder die Weltunion für progressives Judentum in Deutschland. Hier wurde die „Union progressiver Juden in Deutschland, Österreich und der Schweiz“ gegründet. Das Rabbinatsgericht hat seinen Sitz in London. Zum ersten Mal erschien wieder ein vollständiges progressiv-jüdisches Gebetbuch. Progressive Gemeinden finden starke Resonanz, aber auch harten jüdischen Widerstand.¹⁵

Max Beermann als Bezirksrabbiner in Insterburg

Gleich nach dem Rabbinerexamen wurde Max Beermann 1898 auf die Stelle des Bezirksrabbiners in Insterburg gewählt. Insterburg (heute: Czerniachowsk, russische Exklave Kaliningrad) hatte eine große jüdische Gemeinde und war Mittelpunkt des Verbandes der Synagogengemeinden in Ostpreußen – für einen „Berufsanfänger“ war dies eine große Aufgabe.

In der Insterburger Zeit heiratete Max Beermann Recha Goldschmidt, die am 11. August 1871 in Saalfeld geboren worden war. Das Ehepaar bekam zwei Töchter: Ruth (geb. 1902) und Elisabeth (geb. 1904).¹⁶ Vom Familienleben haben sich leider keine uns zugänglichen Informationen erhalten.

Bei seiner Amtseinführung in das Bezirksrabbinate Insterburg am 27. August 1898 setzte Beermann für seine künftige Arbeit Schwerpunkte, indem er sagte: „Ein Priester der Friedensliebe, ein Priester der Menschenliebe, ein Priester der Gottesliebe wolle er sein und den Schwerpunkt seiner Wirksamkeit in Seelsorge und Haus auf die religiöse Belehrung und Unterweisung der Jugend legen.“¹⁷

¹⁵ Siehe dazu J.A. Romain und W. Homolka, *Progressives Judentum*, 1999, S. 315

¹⁶ Die Ehefrau: Recha Beermann, geb. Goldschmidt, geb. 11.8.1871, Saalfeld, gest. 6.5.1932, Heilbronn. Die Töchter: Ruth Hermann, geb. Beermann, 1902, Medizinstudium in Heidelberg, verheiratet mit Siegfried Hermann (1925), eröffnete 1936 die jüdische Privatschule in der Urbanstraße, Heilbronn, 1938 ausgewandert nach New York. Die Tochter Suse Lotte wurde 1927 geboren. Elisabeth Hermann, geb. Beermann, geb. 1904, Examen als Kindergärtnerin, verheiratet mit Dr. Bruno Hermann, zwei Kinder, ausgewandert 1938 über New York nach Oakland/Kalifornien.

¹⁷ *Der Israelit* – Centralorgan für das orthodoxe Judentum berichtet ausführlich über die Amtseinführung, 5.9.1898, S. 1293.

Wenn man die Geisteslage im wilhelminischen Deutschland kennt, dann versteht man die Aktualität der genannten Stichworte gut: „Friedensliebe“ – den erbitterten Kampflinien innerhalb des Judentums und dem anwachsenden aggressiven Antisemitismus setzte Beermann die Überwindung tiefer Gräben durch Kennenlernen und Respektieren entgegen. „Menschenliebe“ – dem nationalen Tunnelblick setzte er die Perspektive auf die Verbundenheit und Vielfalt des „universalen Menschengeschlechtes“ entgegen. „Die Gottesliebe“ – der Entfremdung von Religion und der Feindseligkeit gegenüber allem Religiösen setzte Beermann die Entwicklung von Moralität und die Kraft von Zukunftsvisionen durch die Religion entgegen. Offensichtlich hatte sich Max Beermann in der Insterburger Zeit an diesen Vorgaben erfolgreich orientiert – sie blieben auch in seinem Heilbronner Wirken für ihn charakteristisch.

Am 19. März 1915, nach siebzehn Jahren, wurde die Familie Beermann von Insterburg verabschiedet. In der bis auf den letzten Platz besetzten Synagoge bedankten sich die Insterburger für die „formvollendeten Predigten“, für den „fesselnden Religionsunterricht, der die Jugend nachhaltig beeinflusst“ und für „die „hingebende Seelsorgearbeit, die bleibende Beziehungen geknüpft“ hatte. Der Zeitungsbericht betonte „die Anwesenheit christlicher Amtskollegen und Freunde, die es nicht versäumen wollten, den Abschiedsworten des Scheidenden zu lauschen, der auch in der christlichen Bevölkerung Insterburgs sich viel Liebe erworben hat“.¹⁸ Genauso wird es dann auch in Heilbronn werden.

Die Arbeit des Bezirksrabbiners Dr. Beermann in Heilbronn

Max Beermanns Probepredigt in der Heilbronner Synagoge wurde bereits erwähnt. Am 9. März 1915 erfolgte seine einstimmige Wahl auf das hiesige Bezirksrabbinat. Das „Ministerium für Kirchen- und Schulwesen“ in Stuttgart setzte den Dienstbeginn auf den 22. März 1915 fest.¹⁹ Für den Umzug der ganzen Familie aus Ostpreußen nach Heilbronn mussten zwei Wochen reichen – mitten im Krieg ein schwieriges Unternehmen. Die Wohnung befand sich in der Schillerstraße 50. Berthold und Franziska Heilbronner (Seifenfabrik Madaform) waren die Nachbarn der Rabbinerfamilie Beermann. Im Haus Beermann soll auch der bei der *Neckar-Zeitung* arbeitende Theodor Heuss verkehrt haben.

Zum Heilbronner Bezirksrabbinat gehörten die jüdischen Gemeinden in Heilbronn, Bonfeld, Sontheim mit Horkheim, Talheim, Lehrensteinsfeld mit Weinsberg, Affaltrach mit Eschenau und Mainhardt, Kochendorf mit Neckarsulm, Oedheim, Massenbach, Berlichingen, Olnhausen mit Möckmühl – also ein sich weit erstreckendes Gebiet. Das Vorsteheramt hatte einschließlich des Rabbiners elf Mitglieder, Vorsitzender war Isidor Flegenheimer, Gemeindepfleger (für die Finanzen) war ab 1920 Isidor Danziger; als Synagogenverwalter, Schächter und Lehrer amtierte Siegfried Schloß. Dr. Siegfried Gumbel vertrat die Heilbronner Gemeinde in der Landesversammlung für Württemberg.²⁰

¹⁸ Allgemeine Zeitung des Judentums, Der Gemeindebote, 19.3.1915, S. 2 zur Verabschiedung in Insterburg

¹⁹ Neckar-Zeitung, Mittwoch, 3.3.1915

²⁰ Hans Franke, Geschichte, 1963, S. 76, S. 78. 85 ff.



Blick in die Synagoge an der Allee, 1877.

Rabbiner Beermanns Ziel war, dass die Heilbronner Gemeinde eine „Einheitsgemeinde für die verschiedenen jüdischen Richtungen“ sein sollte (Adass Isroel hatte sich als Gemeinde auch in Heilbronn abgespalten), die die religiösen Grundsätze wahren, aber „im versöhnenden Geist des Miteinanders“ beieinander bleiben sollte.²¹ Die große Stadtgemeinde (1925: 900 Mitglieder bei 45.520 Einwohnern) sollte die kleinen, oft mittellosen Landgemeinden unterstützen. Die Fürsorge für die oft unbeschreibliche Not breiter Bevölkerungsschichten sollten alle mittragen. Die mancherorts „geschmähten und verleumdeten Ostjuden“ sollten respektiert und unterstützt werden.²²

Das sind klare Leitlinien für Dr. Beermanns Arbeit im Rabbinatsbezirk Heilbronn. Darüber hinaus sah er als Auf-

gabe der Juden in Staat und Gesellschaft an: „Wir wollen mit ganzem Herzen die sittlichen, geistigen und sozialen Güter des Vaterlandes fördern helfen und an der schweren Aufgabe seines Wiederaufbaus und seiner Wiedergenesung treulich mitarbeiten, wollen Zurücksetzungen um unseres Glaubens willen mit Würde ertragen und uns einsetzen in treuer Pflichterfüllung und im lebensfrohen Glauben an den endlichen Sieg des Rechts.“²³

Was waren Max Beermanns Rabbineraufgaben in Heilbronn? Zuerst einmal hatte er halachische Entscheidungen zu fällen, wenn Fragen des richtigen Handelns umstritten waren oder wenn es durch neue Entwicklungen noch keine ethische Orientierung gab. Für ihn war die Ausrichtung an der jüdischen Tradition entscheidend. Abgesehen davon, dass nur so eine jüdische Identität gewahrt blieb, sah er es als eine wichtige Hilfestellung an, in dem chaotischen welt-

²¹ Samuel Müller und Max Beermann, *Jüdische Geschichte*, 1925, S. 446; siehe auch: Hans Franke, *Geschichte*, S. 106 f.

²² Samuel Müller und Max Beermann, *Jüdische Geschichte*, 1925, S. 480

²³ Samuel Müller und Max Beermann, *Jüdische Geschichte*, 1925, S. 481

anschaulichen Umfeld der damaligen Zeit auf klare Handlungsanweisungen zurückgreifen zu können.

Zum anderen war Beermann Lehrer für die Gemeindeglieder und da besonders für die Jugendlichen. Er gab Religionsunterricht an Heilbronner Gymnasien und Mittelschulen. Zusammen mit dem Oberlehrer und Kantor Isy Krämer lehrte er auch am hiesigen Lehrerseminar. Siegfried Strauss, ein früherer Schüler, sagte im Rückblick: Sein ehemaliger Lehrer unterrichtete nicht mit einer „Natur, die durch Begeisterung und Vitalität seine Schüler mit fortriß. Über all seinen Worten schwebte aber jene abgeklärte Liebe zur Sache, die sich bis zur Inbrunst steigern konnte. [...] Vielleicht ist er durch seine allzugroße Güte und Friedfertigkeit oft nicht verstanden worden; aber die Fülle seiner Gelehrsamkeit und die reiche Anlage seines Geistes haben jedem Gegner die Waffe aus der Hand gewunden.“²⁴ Es gab wohl auch zwischen dem Lehrer und den Schülern die üblichen, vielleicht auch kräftigen Auseinandersetzungen, denn der Schüler bekennt, Rabbiner Beermann sei trotz angetanem Unrecht nie nachtragend gewesen.

Max Beermann verstand seine Aufgabe als Lehrer aus der jüdischen Tradition und als einen Dienst an der deutschen Kultur. Wie passt das zusammen? Jüdische Religion ist eine Lerngemeinschaft. Der Tenach (hebräische Bibel) ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen Lernprozesses. Der Talmud ist ein offener Lernprozess bis in unsere Gegenwart. Jüdischer Unterricht, aber auch Riten im Alltag und Festbräuche befestigen und überliefern, was von den Vätern und Müttern gelernt wurde – ein Leben lang. Die jüdische Religion als Lerngemeinschaft gibt Traditionen durch vielfältiges Lernen weiter und erweitert diese durch neue Erfahrungen und Erkenntnisse. Lehrer hatten eine große Bedeutung im Judentum, aber das Lernen geschah in einer „demokratischen“ Form: mit gleichberechtigter Beteiligung von Lehrern und Schülern, Deutungsvielfalt und offener Diskussion. Rabbiner Beermann wollte Brückenbauer sein, wie er selbst sagte. Aber er bestand darauf, dass Rituale im orthodoxen Sinn gepflegt, Gebote gelernt und beachtet, Traditionen verstanden wurden. Er beklagte eine um sich greifende Unkenntnis und forderte die orthodoxen Gemeinden auf, Seminare für religiöse Erwachsenenbildung einzurichten.²⁵ Besonders am Herzen lag ihm in Insterburg und in Heilbronn der jüdische Religionsunterricht und die Bildungsarbeit in den jüdischen Jugendgruppen. An beiden Orten machte er dies von Anfang an zu seiner Hauptaufgabe.

Die Grundlage für den jüdischen Unterricht waren für Rabbiner Beermann nicht der Talmud, sondern die Tora (Fünf Bücher Mose) und die Propheten. Wissenschaftlich orientierte er sich weniger an der Bibelauslegung des Raschi (wie in der bisherigen jüdischen Tradition), sondern an der historisch-kritischen Bibelauslegung seiner Zeit. Er folgte damit der Neuorientierung des Judentums im Deutschland des 19. Jahrhunderts: Die Bibel, und zwar die ganze Bibel, rückte ins Zentrum. In der Lehrerfortbildung zeigte er zum Beispiel die Glaubens- und Existenzkämpfe des Jeremia als wichtige Lebenshilfe für Jugendliche in der Pubertät auf.²⁶

²⁴ Zum Tod des Rabbiner Dr. Beermann (Nachrufe von Dr. Wochenmark, Gmünd und Siegfried Strauss, Talheim). In: Gemeindezeitung Nr. 13, S. 98

²⁵ Siehe das Kapitel: Die jüdische Lehrhausbewegung

²⁶ Max Beermann, Die unterrichtliche Behandlung des Propheten Jeremia in der Oberstufe. In: Gemeindezeitung, 1927, Nr. 9, S. 264 ff.

Jüdische Bibelübersetzungen in die deutsche Sprache

Damit die jüdische Bibel (Altes Testament) in den Mittelpunkt des religiösen und kulturellen Lebens der Juden rücken konnte, brauchte es Übersetzungen in die deutsche Sprache. Zwei Ausgaben waren bedeutungsvoll: Die Übersetzung von Moses Mendelsohn und die von Martin Buber. Mendelsohns Bibelübersetzung erschien 1783 in Berlin. Juden in Deutschland, die oft das biblische Hebräisch nicht mehr verstanden, sollten einen guten Bibeltext lesen können, ohne auf die christliche Übersetzung Martin Luthers zurückgreifen zu müssen. Und da jede noch so genaue Übersetzung auch Interpretation ist, sollte eine von jüdischem Denken geprägte zur Verfügung stehen. Mendelsohn wollte außerdem die Juden aus ihrer kulturellen Isolation heraus- und in die Kultur deutscher Sprache hineinführen. Weil viele Juden der lateinischen Schrift nicht mächtig waren, wurde die erste deutsche Bibelausgabe mit hebräischen Buchstaben gesetzt. Zusammen mit einer Bildungsreform öffnete Mendelsohns Bibelübersetzung für Juden das Tor zur deutschen Sprache und Kultur. In ihrer Bedeutung wurde sie oft mit der sprachlichen Wirkung der Übersetzung Martin Luthers verglichen.

Eine ganz andere Intention hatte das Bibelprojekt von Martin Buber und Franz Rosenzweig aus den Jahren 1926 bis 1938. Programmatisch hieß die erste Ausgabe: „Die fünf Bücher der Weisung – verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig“. Es geht also nicht um eine Übersetzung. Martin Buber schreibt darin: „Vollzogene Offenbarung ist immer Menschenleib und Menschenstimme, und das heißt immer: dieser Leib und diese Stimme im Geheimnis ihrer Einmaligkeit. [...] Dies [...] heißt freilich, dem Übersetzer eine grundsätzlich unerfüllbare Aufgabe zuweisen, denn das Besondere ist eben das Besondere und kann nicht ‚wiedergegeben‘ werden.“ Buber will nicht in die deutsche Sprache hineinführen wie Mendelsohn. Er will auch nicht Lebens- und Denkweise jüdischer Kultur der biblischen Zeit in die deutsche Kultur übertragen, sondern er bedient sich der geliebten deutschen Sprache, um durch Sprachschöpfungen das hebräische Original zum Klingen zu bringen. Es geht also um die Festigung jüdischer Identität im deutschen Kulturraum. Scholem bringt das Anliegen auf den Begriff: Ergebnis konnte nur sein: „Geh hin und lerne Hebräisch.“²⁷

Die in der deutschen Kultur heimisch gewordenen Juden sollten zu den klassischen jüdischen Quellen zurückfinden und darüber zur orthodoxen jüdischen Lebensweise. „Ich kenne keine andere Übersetzung, die so sehr das Original vertritt und doch so sehr dazu antreibt, das Original selbst kennenzulernen.“²⁸ Diese Bibelübersetzung fand weite Verbreitung in jüdischen Schulen und in der jüdischen Jugendbewegung, in Zeitungen oder als Chanukka-Geschenk. Von den liberalen Juden wurde sie hoch geschätzt – im Gegensatz zu den orthodoxen Juden.

Nach dem Novemberpogrom 1938 wurde der Schockenverlag, der die Übersetzung von Buber/Rosenzweig herausbrachte, aufgelöst – die späteren Ausgaben erschienen dann in Jerusalem bis 1961. Durch den Kulturabbruch und die Judenvernichtung mussten die deutschen Bibelübersetzungen in Israel vollendet werden, so auch jene von Naftali Herz Tur-Sinai, deren erste Teilausgabe 1934 in Berlin erschienen war und deren vollständige Ausgabe 1954 in Jerusalem aufgelegt wurde. Diese Übersetzung ist heute in vielen jüdischen Gemeinden in Gebrauch.

²⁷ Michael Brenner, *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*, 2000, S. 114 ff., Zitat S. 121 f.

²⁸ Michael Brenner, *Jüdische Kultur in der Weimarer Republik*, 2000, S. 119

Max Beermanns Mitarbeit an der Volkshochschule

In vielen Seminaren und Vorträgen, zum Beispiel in der Heilbronner Volkshochschule, entfalte- te Rabbiner Beermann ein weiteres Gebiet seiner Lehrertätigkeit: Der Mensch als verantwort- liche Persönlichkeit. Er betonte immer wieder, das größte Geschenk Israels an die Völkerwelt sei die „Entdeckung und Entwicklung“ des Menschen als sittlicher Persönlichkeit und seines individuellen Gewissens. Beides hätten erstmals die biblischen Propheten in die Menschheits- geschichte eingebracht.²⁹ Ein weiterer Beitrag sei durch die Tora in die soziale Kultur der Völ- ker gekommen: Die sozialen Rechte und Pflichten als gesetzliche Normen, beispielweise die Schutzrechte für die Fremden oder die Abgabeverpflichtungen der Wohlhabenden zugunsten der Armen.

Für die Entwicklung der sozialen Rechte und für die Erziehung zu mündigen, verantwortlichen Bürgern kämpfte Max Beermann in verschiedenen öffentlichen Bereichen. Er identifizierte sich mit der deutschen Kultur wegen der großen Nähe jüdischer Sittlichkeit zur Moralität der Auf- klärungsphilosophen, besonders von Immanuel Kant. Als Lehrer in Deutschland fühlte er sich verpflichtet, das moralische Bewusstsein aller zu stärken und gegen die zunehmenden Anfein- dungen zu verteidigen. Ende der 1920er Jahre hielt er zum Beispiel Vorträge und Seminare in der Volkshochschule über weltanschauliche Fragen angesichts der damaligen ideologischen Kämpfe. „Durch seine Tätigkeit [... in der] Volkshochschule hat Dr. Beermann auch erfolgreich zum Ausgleich der sozialen und weltanschaulichen Gegensätze beigetragen“, wird er in der Gemeindezeitung 1930 gewürdigt.³⁰ Beermanns Seminare wurden zahlreich besucht. Zwi- schen dem Gründer der Volkshochschule Christian Leichtle und Rabbiner Beermann gab es viel Zusammenarbeit und ein gutes Einverständnis. Eine Karikatur der beiden äußerlich sehr unterschiedlichen Männer, deren Bildungsziele aber sehr ähnlich waren, ließ die Heilbronner damals schmunzeln.

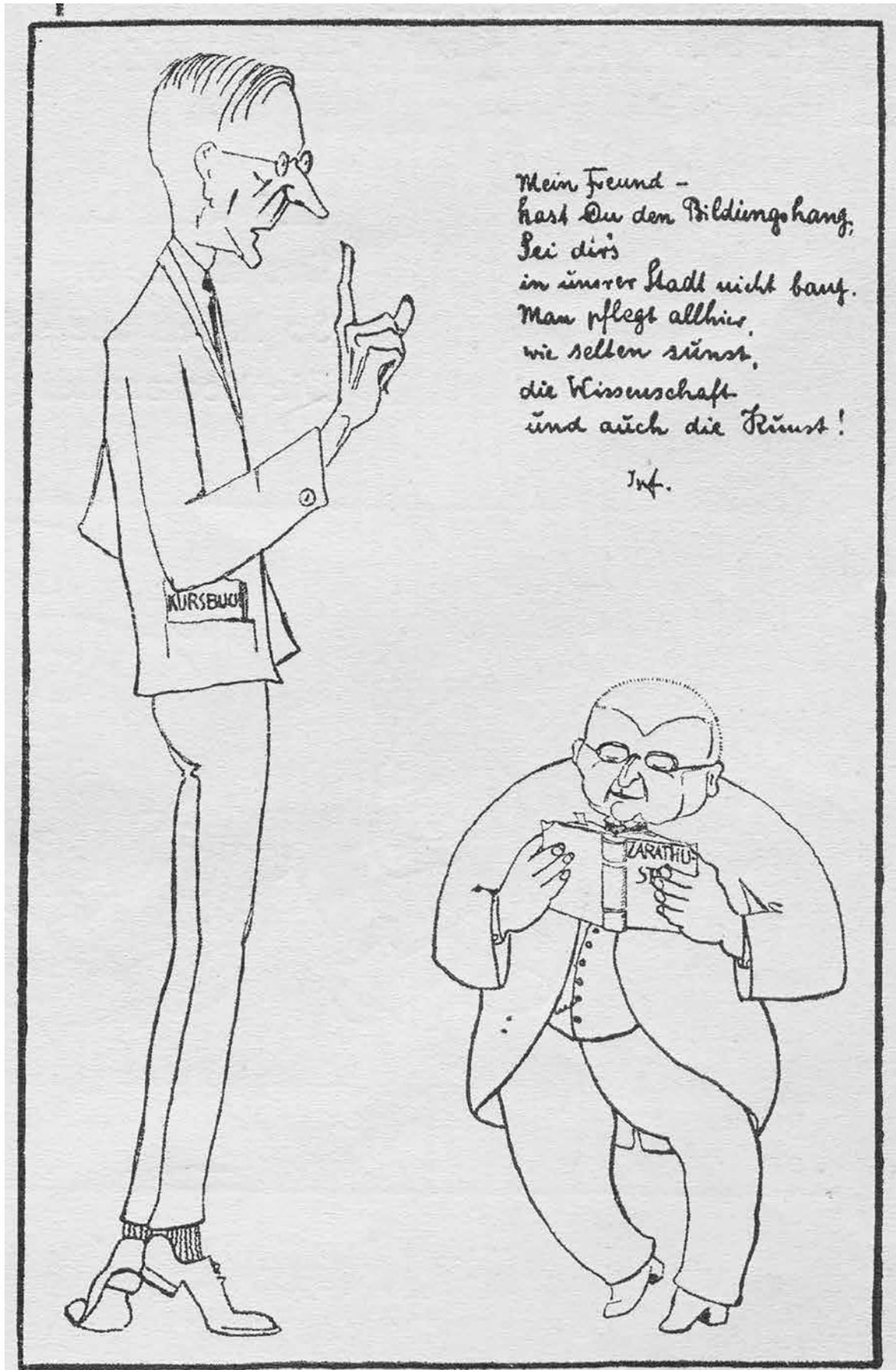
In der Lehrerfortbildung gab Beermann Kurse in jüdischer Geschichte, Religionsphilosophie und rabbinischer Literatur. Oberlehrer Dr. Wochenmark nannte ihn einen „mitteilsamen Ge-lehrten“, „einen Freund und Lehrer der Lehrer“ und lobte besonders seine „seelsorgerliche Hilfe für die Lehrer“.³¹ Als engagierter Pädagoge lag ihm daran, die jüdische Religion für Nicht- jüden erlebbar zu machen. So lud er beispielsweise an einem Freitagabend alle Heilbronner Gymnasiasten der Oberstufe zu einem Schabbat-Eröffnungsgottesdienst in die Synagoge ein. Diese Einladung wurde von Schulleitern, Lehrern und Schülern begeistert angenommen und Beermann wurde um Wiederholung gebeten.³²

²⁹ Max Beermann, Soziale Streifzüge durch die Tora. In: Der Israelit, 28.2.1900, S. 1; Ders., Sozialpolitische Bil- der aus dem Leben und Wirken der Propheten. In: Der Israelit, 3.5.1900, S. 1

³⁰ Gemeindezeitung, 1930, Nr. 15, S. 176

³¹ Zum Tod des Rabbiner Dr. Beermann (Nachrufe von Dr. Wochenmark, Gmünd und Siegfried Strauss, Tal- heim). In: Gemeindezeitung, 1935, Nr. 13, S. 98

³² Gemeindezeitung, 1930, Nr. 20, S. 6



Christian Leichtle (links) und Max Beermann, gezeichnet von Hermann Siegmann (IPF),
 Text von Hans Franke (Kilian). Aus: Heilbronn, wie IPF es sieht. 60 Bilder für die Neckar-Zeitung. 1929.

Die jüdische Lehrhausbewegung

Verschiedene Entwicklungen in Deutschland führten zu einer inneren Krise des Judentums. Das Streben nach Assimilation brachte bei vielen Juden eine Distanzierung von den jüdischen Gemeinden und zu einem Verlust ihrer jüdischen Identität. Viele Juden hatten kaum noch Kenntnisse von jüdischer Religion und Glaubenspraxis. Max Beermann forderte sehr früh religiöse Bildungsarbeit in den jüdischen Vereinen und Gemeinden: In allen größeren Gemeinden müssten sich Vereine gesetzestreuer Juden bilden, die zum Beispiel an den Vereinsabenden Vorträge oder Vortragszyklen veranstalten.³³

Durch die schrittweise Emanzipation waren die Juden den kulturellen Ghettos der jüdischen Gemeinden entkommen und sie suchten den Anschluss an modernes Denken. Der Neukantianer Hermann Cohen bestimmte die Ethik als den zentralen Inhalt des Judentums und wies der Religion eine dienende Funktion dafür zu: Sie sollte das moralische Bewusstsein fördern und die Mühen eines sittlichen Lebens erleichtern. Damit wurde der Anschluss an die philosophische Zeitströmung erreicht, das Besondere der jüdischen Religion aber vergleichgültigt.

Seit Moses Mendelsohn wurden neue Wege für die Unterrichtung von Kindern und Erwachsenen über jüdische Glaubensinhalte und jüdische Lebenspraxis gesucht. Jüdischer Religionsunterricht in den Schulen und Gemeinden musste inhaltlich neu bestimmt und pädagogisch reflektiert werden. Daran beteiligte sich auch Max Beermann durch zahlreiche Veröffentlichungen und seine Mitarbeit am Heilbronner Lehrerseminar. Er sprach sich dafür aus, dass religiöse Unterweisung nicht mehr auf Raschis Kommentare zurückgreifen sollte, sondern verstärkt auf die Tora und die Prophetenbücher. Deren Inhalte sollten auf die moderne Zeit und auf die Lebenssituation der Menschen in ihrem Alltag bezogen werden. Die hochentwickelte und jahrhundertlang gepflegte rabbinische Talmudgelehrsamkeit wurde zunehmend als Verlust von Spiritualität und Religiosität kritisiert. Der Chassidismus in Galizien wurde durch „Ostjuden“ in Deutschland bekannt und durch die Arbeiten Martin Bubers von vielen geschätzt. Diese mystisch geprägte Religiosität zeigte die Mängel des traditionellen Talmudjudentums.

Der geistigen Krise sollte die Jüdische Lehrhausbewegung entgegenwirken: Juden sollten durch systematischen Unterricht ihre religiösen Wurzeln wiederentdecken und ihre jüdische Identität stärken. 1920 wurde in Frankfurt von Franz Rosenzweig das erste Jüdische Lehrhaus gegründet, in dessen besten Zeiten in jedem Semester 64 Lehrer rund 1.100 Schüler in 90 Vortragsreihen unterrichteten. Franz Rosenzweig hatte die Konzeptionen entwickelt. Der Lernweg sollte nicht mehr vom Studium der Tora ausgehend zu den praktischen Folgerungen im Alltag kommen, sondern umgekehrt: Von den Lebensfragen heutiger Menschen ausgehend sollten Antworten in der Tora gesucht werden. Zum anderen sollte der Unterricht nicht in frontaler Form von Lehrenden zu Lernenden erfolgen, sondern Lehrer und Schüler sollten sich miteinander auf einen gemeinsamen Lernweg machen. Rosenzweig ging dabei soweit, dass er keine theologisch ausgebildeten Lehrer suchte, sondern assimilierte Zeitgenossen, die selbst das Judentum neu entdecken wollten. Das setzte sich allerdings nicht durch.

³³ Max Beermann, Leitartikel. In: Der Israelit, 3.8.1899

Starken Zuspruch fand das Frankfurter Lehrhaus ab 1922 durch große jüdische Persönlichkeiten wie den Religionsphilosophen und Schriftsteller Martin Buber, den Vertreter des liberalen Judentums Leo Baeck, den Vertreter des orthodoxen Judentums Nathan Birnbaum, dem Zionisten Gershom Scholem, dem Psychoanalytiker Erich Fromm und dem Philosophen Leo Strauss. Auch Christen wie Pater Hermann Schafft waren beteiligt. Im Zentrum standen die hebräische Sprache und die Quellen jüdischen Glaubens: Bibel und Talmud. Die Idee des Lehrhauses entsprach offensichtlich einem verbreiteten Bedürfnis. In vielen Jüdischen Gemeinden Deutschlands wurden Lehrhäuser aufgebaut – zum Beispiel 1928 in Köln und Mannheim, 1929 in abgewandelter Form in Berlin.

Das zweite Jüdische Lehrhaus war 1926 in Stuttgart eröffnet worden. Es stand dem Frankfurter Lehrhaus sehr nahe, auch durch die Mitarbeit von Martin Buber.³⁴ Dem Stuttgarter Initiator Leopold Marx zufolge sollten Juden ihr Deutschsein und Europäersein nicht aufgeben, aber das Judentum neu entdecken und praktizieren. Anders als in den sonstigen Lehrhäusern wurde in Stuttgart das Gespräch zwischen Juden und Christen ein zweiter Schwerpunkt. Martin Buber setzte sich nachdrücklich dafür ein. Allerdings wurden in den Dialogen vor allem die Unterschiede und das Trennende herausgearbeitet. Angestrebt wurden dabei ein sich dem anderen Verständlichmachen in gegenseitigem Respekt.

Max Beermann unterrichtete regelmäßig im Stuttgarter Lehrhaus. Er gab zum Beispiel Kurse über die Propheten Jesaja, Jeremia, Hesekiel oder Einführungen im Talmud. Kenntnis der hebräischen Sprache war erwünscht, aber nicht unbedingt nötig. Weibliche Hörer waren willkommen, so Beermann.³⁵ Immer wieder rief er zu einer größeren Beachtung in den Gemeinden und zu einer vermehrten Teilnahme auf. 1930 schrieb er: „Tag für Tag kämpfen und leiden wir als Juden. Jeder Morgen bringt neue Zurücksetzung, neue Beleidigung – wir aber bleiben treu dem Glauben unserer Väter und unserer Mütter [...] den schweren Kampf, den uns unsere Neider aufgezwungen haben [wollen wir] dadurch entkräften, dass wir unser Judentum näher kennenlernen. [...] zu guten Menschen und zu stolzen aufrechten Juden will es uns erziehen.“³⁶

Das Stuttgarter Lehrhaus wurde am 7. Februar 2010 neu eröffnet – nicht mehr als Jüdisches Lehrhaus, sondern im Rahmen einer Stiftung für interreligiösen Dialog zwischen Judentum, Christentum und Islam.

Max Beermann als theologischer Lehrer

Wurzelnd in der jüdischen Tradition hatte Rabbiner Beermann als Lehrer beides: Ein unerschütterliches Vertrauen in die guten Kräfte jedes Menschen, die es als Pädagoge zu fördern galt. Und er sah zuversichtlich die Möglichkeiten zur Entwicklung staatlicher sozialer Rechte und zur Entwicklung des Völkerrechtes zur Überwindung der Kriegsgefahren – für beides setzte er sich ein. Er hielt an der „messianischen Perspektive für die Völkerwelt“ fest, selbst

³⁴ Stuttgarter Lehrhaus, 2010, S. 25

³⁵ Gemeindezeitung, 1. Oktober 1926, S. 281 ff.

³⁶ Max Beermann, Fördert das jüdische Lehrhaus. In: Gemeindezeitung, 1930, Nr. 13, S. 144

angesichts erlebter Gewalt gegen Minderheiten und der drohenden Kriegsgefahr Anfang der dreißiger Jahre.³⁷

Neben der praktischen Arbeit an Heilbronner Schulen und in der Lehrerausbildung stand Rabbiner Beermanns umfangreiche Arbeit als theologischer Autor. Das gehörte traditionell nicht zu den Aufgaben der Rabbiner. Diese hatten in halachischen (religionsgesetzlichen) Fragen zu entscheiden und zwar dann, wenn ihnen ein Problem vorgelegt wurde. Rabbiner Beermann dagegen äußerte sich sehr umfangreich über Fragen jüdischen Gottes- und Menschenverständnisses, über historische und moralische Fragen – Themen, die christliche Theologen, nicht aber jüdische Rabbiner beschäftigten. Max Beermann nutzte dafür Tageszeitungen und Fachzeitschriften. Er veröffentlichte Aufsätze in Heilbronn und deutschlandweit: hier in der liberalen *Neckar-Zeitung*, dort zum Beispiel im *Israelitischen Wochenblatt Berlin* oder im *Israelitischen Familienblatt Hamburg*, im *Gemeindeblatt Danzig* und in weiteren. Zeitungen waren damals das Informationsmedium schlechthin mit einem umfangreichen Angebot, meist von brennender Aktualität und mit zum Teil erstaunlich hohem Niveau. Die Literaturliste des „Biografischen Handbuchs der Rabbiner“ führt unter Beermanns Namen 135 längere Aufsätze auf, wobei Aufsätze in den Heilbronner Tageszeitungen und in den Gemeindeblättern, wie der *Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg* mit sehr vielen Veröffentlichungen fehlen.³⁸ Er publizierte – gemäß seinem Selbstverständnis als Vermittler – in Zeitungen sehr unterschiedlicher Richtungen: zum Beispiel in *Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum* oder *Im deutschen Reich – Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* oder in den *Abwehrblättern* des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. Seine Themen waren breit gestreut, zum Beispiel: „Krieg und Judentum“, „Ausklang der Prophetie“, „Unsere Beziehung zum Islam“, „Die Liberalen und das Speisegesetz“, „Der sittliche Gehalt unserer Gebete“, „Die Beeinflussung Nervenleidender als seelsorgerliche Funktion des Rabbiners“, „Zur völkischen Phrase vom ausbeuterischen Judentum“, „Psychologische Bibeldeutung“ und weitere.

Als Rabbiner gehörten zu Dr. Beermanns Tätigkeiten die Predigten in der Synagoge und Andachten bei verschiedenen Anlässen in der Heilbronner Öffentlichkeit. Siegfried Gumbel geht in seinem „Gedenkblatt“ zu Max Beermanns Tod besonders auf dessen Predigten ein: „Die Stärke seiner Predigten hat nie im begrifflichen Denken gelegen, sondern in der künstlerischen Anschauungskraft, die ihm zu eigen war. Er liebte Bilder und Vergleiche und konnte das so weit treiben, dass die Gefahr bestand, dass wir vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sahen.“ Er kommt dann aber zu dem Schluss: Er hielt „Predigten mit durchsichtigem Aufbau, [...] in eindringlicher Sprache, [...] mit bedeutendem Gehalt. Sie waren Kunstwerke von bleibendem Wert. Sie waren Ausdruck seiner starken Persönlichkeit.“³⁹ Siegfried Gumbel pflegte als Jurist natürlich eine völlig andere, juristisch-präzise Sprache. Interessant ist es, die Reden der beiden zum Synagogenjubiläum 1925 nebeneinander zu halten, um die ganz verschiedene

³⁷ Max Beermann, Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Insterburg an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: *Im deutschen Reich*, 1912, Juli 1912, S. 344.; Ders., *Unser Judentum*, 1926, S. 24 – 36; Ders., *Unsere Propheten und der Völkerbund*. In: *Im deutschen Reich* 1918, Heft 12

³⁸ Biografisches Handbuch der Rabbiner, Teil 2, 2009, S. 63 ff., mit kurzer Biografie Beermanns

³⁹ Siegfried Gumbel, Gedenkblatt für Bezirksrabbiner Dr. Max Beermann. In: *Gemeindezeitung*, 1935, Nr. 11, S. 80

Art der beiden zu entdecken, die sich trotz ihrer Unterschiedlichkeit in hoher Wertschätzung begegneten. Es ist die Hochachtung zweier eng verbundener Freunde, die miteinander das jüdische Leben der Zwanzigerjahre in Heilbronn prägten.

Neben seinen Synagogenpredigten schätzten die Zeitgenossen Beermanns Andachten zu wechselnden Anlässen. Die Zeitungen berichteten regelmäßig von Gedenkveranstaltungen zu Ehren der im Ersten Weltkrieg Gefallenen im jüdischen Friedhof, im Hauptfriedhof oder in der Harmonie – zusammen mit dem evangelischen Dekan Hermann Eytel und 1924 mit dem katholischen Pfarrer Dr. Anton Stegmann. Am 18. Oktober 1925 weihte er zusammen mit Oberbürgermeister Emil Beutinger und den Pfarrern Hans Voelter und Dr. Anton Stegmann das „Denkmal für die Gefallenen des Füsilier-Regiments Kaiser Franz Josef von Österreich“ auf dem heutigen Friedensplatz ein.⁴⁰ Max Beermann war mitten im Ersten Weltkrieg nach Heilbronn gekommen und teilte die Not der Menschen. Oskar Mayer schrieb dazu, dass er „schon während des Krieges mit der Gewalt seiner Rede und der tiefen Fülle seines Wissens“ aufrichten konnte und helfen, „die Heimat in den Zeiten schwerster Erschütterungen seelisch zu bekräftigen“.⁴¹

Max Beermann gab dem Rabbineramt in Heilbronn eine zusätzliche Aufgabe und betrat damit Neuland: die Seelsorge. In mehreren Aufsätzen begründete er dies aus der talmudischen Tradition und führte seine eigenen Reflexionen über die Praxis aus. Bis dahin zählte das nicht zu den Schwerpunkten des Rabbinerberufs und war für viele ungewohnt. Man konnte „in gut jüdischen Kreisen“ eine „gewisse Abneigung gegen die Verbindung des Begriffs Seelsorge mit dem Rabbinerberuf wahrnehmen“.⁴² Beermann machte Besuche im Krankenhaus, besonders aber bei Kranken und den pflegenden Angehörigen zuhause. Was er in der Literatur ausführlich reflektierte, sind dieselben Themen, die in der kirchlichen Seelsorgearbeit der 1970er Jahre diskutiert wurden: Was sind die Ziele der Seelsorge: Besprechung religiöser Themen oder der persönlichen Situation? Ist es sinnvoll, am Krankenbett religiöse Themen anzuschneiden und zu beten? Ist es wichtig, dem Kranken Lehrhaftes vorzutragen oder es ihm zu ermöglichen, zur Sprache zu bringen, was ihn bewegt und eigene Antworten zu versuchen? Wie sieht das Zusammenwirken mit den Medizinerinnen aus und wie werden die Angehörigen einbezogen? Als zwingend forderte Rabbiner Beermann von dem Seelsorger: „unbedingten Respekt vor ärztlichen Bestimmungen und verständnisvolles Zusammenwirken. Begleitung der pflegenden Angehörigen – Schutz vor Selbstüberforderung. Ansprechen der evtl. sozialen-finanziellen Not der Familie und Suche nach Hilfsmöglichkeiten – nicht im Beisein des Kranken.“⁴³ Beermann formulierte als oberstes Gesetz der Krankenpflege und so auch für den Rabbiner „das Wohl des Kranken“ und als Leitstern für alles: „Ein Wohltätigkeitswerk wird gemessen an der Liebe, die in ihm waltet.“ Im Zusammenhang mit dem Umgang mit psychisch Kranken forderte er, „das Religionsgesetz mit seinen strengen Regeln in den Dienst der Psychotherapie zu stellen und damit das rechte Selbstvertrauen zu wecken“.⁴⁴

⁴⁰ Neckar-Zeitung, 17. 10. 1925, S. 5; das Denkmal steht dort noch heute.

⁴¹ Oskar Mayer, Die Geschichte der Juden in Heilbronn, Heilbronn, 1927, S. 73

⁴² Max Beermann, Die Psychotherapie im Dienste des Rabbiners. In: Gemeindezeitung, 1927, Nr. 1, S. 13

⁴³ Max Beermann, Der Rabbiner am Krankenbett. In: Gemeindezeitung, 1927, Nr. 3, S. 82

⁴⁴ Max Beermann, Die Psychotherapie im Dienste des Rabbiners. In: Gemeindezeitung, 1927, Nr. 1, S. 13

Rabbiner Beermanns Grundüberzeugungen

Um Max Beermanns Art und Einstellungen geht es auch, wenn wir uns zwei für ihn typische Grundorientierungen ansehen. Sie bleiben in seinen zahllosen Aufsätzen zu wechselnden Themen konstant. Sie geben gleichzeitig auch einen Eindruck von dem „Zeitgeist“, den in der Weimarer Zeit viele Menschen teilten. Seine Seminare und Vorträge in Heilbronn oder Stuttgart waren gefragt und gut besucht. Beachtenswert ist, wie er die jüdische Tradition so in die moderne Zeit hinein weiterentwickelte, dass seine Aussagen vielfach erst Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg zum Tragen kamen, aber von manchen auch heute noch bestritten und beargwöhnt werden. Ich stütze mich besonders auf zwei seiner Veröffentlichungen, die genau 30 Jahre auseinanderliegen: „Das Judentum und seine Bedeutung“, 1896 in Berlin erschienen – also kurz nach seiner Rabbinerprüfung und vor dem ersten Dienstantritt. Und: „Unser Judentum“, 1926 ebenfalls in Berlin herausgegeben – wenige Jahre vor der NS-Barbarei. Die wichtigen Linien halten sich durch, die Anwendungen werden aber konkreter.

1. Das Judentum sei interessiert an der Ethik, weniger an der Theologie, stellt Beermann fest. Es ginge um das Handeln der Menschen, nicht um das Sein Gottes. Entscheidend sei nicht das Bekenntnis, sondern das Tun des Guten – und zwar, weil es das Gute sei; nicht weil Gott dies verlange oder weil eine Belohnung im Jenseits dafür winke.⁴⁶ Das Gute und Gerechte tun, aus reiner Gesinnung, aus Freude am Guten und Gerechten. Das erinnert sehr an Immanuel Kants „Handeln nach dem Sittengesetz“, das aus der Autonomie des Menschen wächst und sie verbürgt: Das Tun des Guten um seiner Selbst willen. Dr. Beermann schätzte Immanuel Kant sehr hoch. Was das Gute sei, das konkretisiert für Juden die Tora und die jüdische Tradition und muss immer neu aktualisiert werden, was eine Aufgabe eines Rabbiners ist.

Jüdischer „Gesetzesfrömmigkeit“ gehe es um Selbsterlösung und Selbstgerechtigkeit – meinte (und meint immer noch) christlicher Antijudaismus. Das Gegenteil sei der Fall, sagte Max Beermann: Juden brauchten sich nicht um das „Selbst“ zu sorgen, denn der liebevolle Gott komme allem guten Tun zuvor und vollende alles gute Tun. Dem liebevollen Gott entspreche ein liebevolles Handeln der Menschen, betonte er und nannte als vornehmstes Gebot (aus dem Alten Testament) das Gebot der Nächstenliebe, der Fremdenliebe und der Hilfe für die Armen. Das Judentum sei eine Religion der Liebe und des Rechts, betonte Beermann.⁴⁷ Das heißt: Jüdische Existenz gründet in der Liebe Gottes und macht diese im Alltag fruchtbar. Die Liebe soll im Alltag konkret werden durch spontanes Handeln, zum Beispiel für den Armen. Darüber hinaus gibt das Recht dem liebevollen Handeln Dauer und Verlässlichkeit, so braucht der Arme nicht immer wieder zu bitten, sondern er kann sich auf das Armenrecht stützen (das ist der Vorläufer der modernen Sozialhilfegesetzgebung). Das Christentum habe das reduziert auf die Liebe Gottes. Sie allein sei Mitte christlicher Identität. Das Handeln der Menschen sei wichtig, aber nachrangig, sei eine wichtige Forderung, berühre aber nicht das Existenzverständnis.⁴⁸

⁴⁶ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 37

⁴⁷ Max Beermann, Das Judentum und seine Bedeutung, 1896, S. 8; Ders., Unser Judentum, 1926, S. 26 f.

⁴⁸ Max Beermann, Das Judentum und seine Bedeutung, Berlin, 1896, S. 9; siehe auch: Max Beermann, Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Insterburg an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: Im deutschen Reich, 1912, Juli 1912, S. 339

Die jüdische Position weitete Rabbiner Beermann zu einer universalen Dimension. Die Sittlichkeit sei das große Geschenk Israels an die Menschheit. Durch die Propheten sei die Sittlichkeit ein Beitrag zur moralischen Entwicklung der Menschheit geworden. Dies gelte es zu konkretisieren, zum Beispiel in Form des Völkerbundes oder durch die modernen Friedensbewegungen (1929!), in der Sozialgesetzgebung, in der Schaffung von Arbeitsplätzen, gerechter Entlohnung und gesundem Wohnraum – Aufgaben, denen sich Juden aus Glaubensgründen Ende der Zwanzigerjahre zusammen mit allen Deutschen zu stellen hätten.⁴⁹

2. Das Judentum habe ein positives und universales Menschenbild, betonte Max Beermann immer wieder. Jüdische Tradition und Max Beermanns persönliche Art fließen hier ineinander: Alle Menschen seien liebenswürdig. „Jede Menschenseele, nicht nur die jüdische, ist göttlichen Ursprungs. [...] Von Gottes Geist trägt der Mensch einen Funken in sich. [...] An dieser Liebe Gottes haben alle Menschen teil, nicht nur die Juden. Alle sind Nachkommen Adams und Evas, des einen Elternpaares, Ebenbilder und Kinder Gottes und deshalb untereinander Brüder.“⁵⁰ Juden seien das auserwählte Volk – auserwählt zum Dienst an der Menschheit und das oft unter großem Leid. Der Dienst bestehe darin, die Idee des Sittlichen, also der Bindung aller an das Recht und die Idee des persönlichen Gewissens als Adel des Menschen weiterzugeben.⁵¹ Alle Menschen hätten nicht nur die Fähigkeit, das Gute zu erkennen, sondern seien auch zum Tun des Guten fähig.

Rabbiner Beermann rechnete mit einem wachsenden Fortschritt der Menschheit und vertraute fest auf den einstigen Sieg des Guten in der Welt. Er sprach immer wieder von der Gewalt jener Jahre in vielen Staaten, aber er blieb unbeugsam optimistisch: „Lassen wir uns durch den entsetzlichen Jammer, den der Haß über die Völker bringt, nicht die Zuversicht rauben, dass doch einst der Tag kommen wird, wo die Welt sich wandelt, zum Reich des Allmächtigen, zum Reich der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit.“ Deshalb spricht er von einem „weltfreundigen Optimismus des Judeseins“, von einem positiven Zugewandtsein zu allen Menschen und zur ganzen Natur. „Leben, Freude, Frohsinn und Heiterkeit sollen Grundstimmung jüdischer Frömmigkeit sein.“⁵²

Rabbiner Beermann und die deutsche Kultur

Im Stadtarchiv Heilbronn ist Max Beermanns Exemplar von Johann Wolfgang von Goethes „Faust“ 1 und 2 erhalten. Es ist von Anfang bis zum Ende mit handschriftlichen Anmerkungen versehen und zeigt, wie intensiv und oft er sich damit beschäftigt hatte. Eine zweite Kostbarkeit, die die Tochter Ruth Hermann 1987 bei ihrem Besuch in Heilbronn Oberbürgermeister Dr. Manfred Weinmann überreicht hatte, ist das von Beermann durchgearbeitete Exemplar von Friedrich Nietzsches „Also sprach Zarathustra“.

⁴⁹ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 31 ff.

⁵⁰ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 12; siehe auch: Ders., Der Geist der Synagoge. In: Gemeindezeitung, 1929, Nr. 19, S. 246 ff.; Ders., Das Judentum und seine Bedeutung, Berlin, 1896, S. 8

⁵¹ Max Beermann, Beiträge zur Wesenserkenntnis des Judentums, 1929, S. 80

⁵² Max Beermann, Das Judentum und seine Bedeutung, 1896, S. 11

Das Judentum war die eine Wurzel für Max Beermanns Identität – die andere war die deutsche Kultur. Auch sie war seine Heimat und seine Kraftquelle. Das sehen wir schon an den vielen Themen, die er in der Volkshochschule oder in der Harmonie vortrug und dabei immer „volle Häuser fand“: In der Volkshochschule eröffnete er 1928 die Vortragsreihe mit einer Darstellung Leo Tolstois, 1930 referierte er über Henrik Ibsen und Gerhard Hauptmann. Zum 200. Geburtstag von Immanuel Kant hielt er vor dem Volksbildungsausschuss einen Vortrag und 1929 eine Gedenkrede zum 200. Geburtstag von Gotthold Ephraim Lessing in der Volkshochschule.

Beides ist interessant: Wie intensiv sich Rabbiner Beermann mit deutscher und europäischer Kultur beschäftigte und wie hochgeachtet er im Heilbronner Bildungsbürgertum in der Zeit unmittelbar vor dem „Dritten Reich“ war, so dass ihm diese Gedenkreden anvertraut wurden. Für ihn standen deutsche Kultur und Judentum nicht nebeneinander, sondern waren ineinander verwoben, wie er 1926 schrieb: „Wir deutsche Juden dürfen uns ganz besonders noch freuen, daß eine so innige Verwandtschaft zwischen Deutschtum und Judentum waltet. Deutsche Weisheit hat in dem Weltweisen Kant sich besonders ausgeprägt. [...] Und wie unsere Religion mit ihrem ‚Du sollst‘ den Kampf aufnimmt gegen Neigungen, so sagt Kant, daß man der Pflicht (das ist das sittlich Gute) immer und unbedingt gehorchen müsse. [...] Auch deutsche Frömmigkeit ist unserer Art wesensverwandt. Sie wurzelt im Gewissen und im Familiensinn, ganz wie bei uns.“⁵³ Rabbiner Beermann zieht daraus abschließend die Konsequenz: „Wer sein Vaterland lieb hat, wird soviel er kann, zur Versöhnung der Klassen und Stände beitragen und sorgen, daß das Deutsche Reich bewahrt werde, vor Rassenhaß und Klassenhaß und Massenhaß und derlei Teufelswerken.“⁵⁴

Judentum und Deutschtum

Max Beermann veröffentlichte 1929 seine „Beiträge zur Wesenserkenntnis des Judentums“. Eine Schrift, die in der Zeit zunehmender öffentlicher Judenfeindschaft über Vorurteile aufklären und die kulturellen Leistungen des Judentums darstellen sollte. Also eine Verteidigungsschrift. Im Abschnitt IX, „Die inneren Werte des Judentums“ schreibt Beermann über die Leistungen von Juden für die deutsche Kultur. Er listet jüdische Kulturschaffende auf: den Physiker Albert Einstein (Nobelpreis 1921), die Chemiker Richard Willstätter (Nobelpreis 1915), Fritz Haber (Nobelpreis 1918) und Heinrich Caro, die Mediziner Ferdinand Cohn, Albert Fraenkel, Albert Neisser, August von Wassermann, Paul Ehrlich (Nobelpreis 1908) und Ludwig Traube, die Musiker Felix Mendelssohn Bartholdy, Giacomo Meyerbeer, Jacques Offenbach und, Gustav Mahler, die Maler Max Liebermann und Lesser Ury, den Architekten Alfred Messel und die Literaten Heinrich Heine, Berthold Auerbach, Franz Werfel, Ludwig Fulda, Jakob Wassermann und Georg Hermann (Georg Hermann Borchardt).

⁵³ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 37; siehe auch: Ders., Unsere Propheten und der Völkerbund. In: Im Deutschen Reich, 1918, Heft 12

⁵⁴ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 34; siehe auch: Ders., Unsere Propheten und der Völkerbund. In: Im Deutschen Reich, 1918, Heft 12

Die große Zahl bedeutender Kulturschaffenden aus einer kleinen Minderheit ist erstaunlich. Immer wieder wurde gefragt: Warum trugen so viele Juden mit großen Leistungen zur deutschen Kultur bei? Und: Hatte ihr Judesein eine Bedeutung für ihre Tätigkeiten?⁵⁵ Für die meisten von ihnen spielte die jüdische Religion keine Rolle. Und die, die dem Judentum stark verbunden waren, gehörten meist nicht zur Bildungsschicht oder zum deutschen Kulturbetrieb. Sollte man überhaupt solche Hervorhebungen anstellen, durch die Deutsche auf ihr Judesein verwiesen werden? Setzt diese Fragestellung nicht die Ausgrenzung fort, die die Genannten innerlich schon überwunden hatten. Als Max Beermann 1929 damit argumentierte, wurde den Juden vielfach ihr Deutschsein bestritten.

Bleiben wir bei der Frage: Warum waren so viele Mitglieder einer Minderheit an der Spitze des Kulturbetriebes der Mehrheit? Ursache könnten sein, dass den Juden viele Tätigkeiten verschlossen blieben, sodass sie sich vor allem in freien Berufen und Forschungseinrichtungen entfalten konnten. Ein anderer Grund für die außergewöhnlichen Leistungen könnte auch gewesen sein, dass sich auch sonst ausgeschlossene Minderheiten als doppelt so gut beweisen müssen, um in der Mehrheitsgesellschaft anerkannt zu werden. Juden nahmen die Herausforderung an und mühten sich, an der deutschen Kultur teilzuhaben, von der sie bisher ausgegrenzt waren.

Steven M. Lowenstein stellt im Jahr 1997 fest: „Die jüdische Teilhabe an der deutschen Kultur wurde genau zu dem Zeitpunkt am bedeutendsten, als – in den Jahren nach 1890 – die antisemitische Ablehnung von Juden in der Kultur stärker wurde; demgegenüber war sie in der früheren, liberaleren Epoche viel bescheidener gewesen.“⁵⁶

Das Selbstverständnis der großen Mehrheit der Juden vertrat der „Zentral-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“, der 1893 gegründet wurde. Der Vereinsname ist bereits eine programmatische Vorstellung, die dann im § 1 der Satzung formuliert wurde: „Der Centralverein [...] bezweckt, die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung zu sammeln, um sie in der tatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung sowie in der unbeirrbarren Pflege deutscher Gesinnung zu bestärken.“⁵⁷ Oder in einer anderen Selbstformulierung: „Wir deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens stehen fest auf dem Boden der deutschen Nationalität. [...] Wir erfüllen als Staatsbürger freudig unsere Pflicht und halten fest an unseren verfassungsmäßigen Rechten.“⁵⁸ Man spürt, wie sehr inzwischen um die Zugehörigkeit zur deutschen Kultur gekämpft werden musste und zwar in verschiedenen Richtungen: Gegen die, die den Juden das Deutschsein absprachen, aber auch gegen die Juden, die sich nicht als „Deutsche“ verstanden, sondern eine eigene Nationalität anstrebten (Zionisten) oder die vielen Einwanderer aus osteuropäischen Ländern wie Polen und Galizien, die ihr traditionelles talmudisches Judesein hervorhoben.

⁵⁵ Verschiedene wissenschaftliche Ansätze zur Beantwortung dieser Fragen siehe in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 328 ff.

⁵⁶ Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 331

⁵⁷ Wanda Kampmann, Deutsche und Juden, 1963, S. 359

⁵⁸ Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 254

Den Kampf führte besonders intensiv Hermann Cohen, der eine Identität von Deutschsein und Judesein religionsphilosophisch unterfütterte und damit bei vielen Juden in Deutschland eine breite Anhängerschaft fand – unter anderem auch bei Rabbiner Dr. Beermann. Hermann Cohen (1842 – 1918) wurde auf dem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau zum Rabbiner ausgebildet und studierte an den Universitäten Breslau, Berlin und Halle. Er wurde Hochschul-lehrer an der Universität Marburg und an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Cohen war der führende Kopf der Neukantischen Schule (Marburger Schule), die Kants Sittenlehre weiterentwickelte. Er vertrat eine universalhistorische Perspektive: Die gesamte Menschheit wird sich sittlich weiterentwickeln und in der messianischen Zeit darin vollendet sein. Was – auch von Max Beermann – über die Sittlichkeit des Deutschtums gesagt wird, ist also keine Gegenwartsbeschreibung, sondern eine „regulative Idee“ (Kant) für die Kulturentwicklung. Der Horizont ist die gesamte Menschheit. Der Inhalt ist deren Sittlichkeit, die von der biblischen Prophetie ihren Ausgangspunkt und ihre Orientierung empfängt: die Menschenliebe und die Nächstenliebe. Das Ziel ist nicht das Reich eines persönlichen Messias, sondern die ewige Verwirklichung einer messianischen Vollkommenheit.

Zentral für diesen Ansatz ist der jüdische Monotheismus: Gott ist der Schöpfer der Natur und zugleich der Verkünder des Sittengesetzes – durch Gott sind die Realität der Welt und die Idee der Moralität miteinander verbunden. Als Herr der Geschichte garantiert er deren endzeitliche Vollendung. Dieser ethische Monotheismus (Kern der jüdischen Religion) wurzelt in dem ethischen Idealismus Immanuel Kants und bringt jüdische Religiosität und Kantische Philosophie zur Deckung. Während des Ersten Weltkriegs schrieb Hermann Cohen: „Und was unser [der deutschen Juden] eigenes Seelenleben betrifft, so hat sich uns die innigste religiöse Gemeinschaft in der Übereinstimmung aufgetan, die zwischen dem jüdischen Messianismus und dem deutschen Humanismus besteht. Daher ist unser deutsches Staats- und Volksgefühl uns gleichsam religiös verklärt und bestätigt; unsere Seele schwingt ebenmäßig und harmonisch in unserem deutschen Patriotismus und in unserem religiösen Bewußtsein, welches in dem einzigen Gott der einen Menschheit ihre Wurzel und ihren Gipfel hat.“⁵⁹

Die jüdischen Gemeinden und deren Rabbiner feierten ihr Deutschtum in der Weimarer Republik bei verschiedenen Jubiläen. 1929 wurde der 200. Geburtstag Gotthold Ephraim Lessings begangen und 1931 dessen 150. Geburtstag. 1932 gedachten die Menschen in Deutschland des 100. Todestages Johann Wolfgang von Goethes – Juden gehörten zu den glühenden Verehrern Goethes und Albert Bielschowsky zu den einflussreichsten Goetheforschern: Seine zwei-bändige Darstellung erreichte 46 Auflagen. Orthodoxe wie liberale Juden waren verbunden in der Verehrung humanistischer Kultur und Werte. In diesem Sinne hielt Rabbiner Beermann viele Vorträge in Heilbronn und veröffentlichte in den hiesigen Zeitungen mehrere Aufsätze, zum Beispiel über Goethe. Allerdings erfuhren Juden zunehmend Ablehnung und Ausgrenzung und vielen wurde bewusst, dass ihnen der Kern des Judentums nicht mehr vertraut war.

Vielen wurde klar, dass es zwei unterschiedliche Quellen sind, die jüdische Identität speisen. Dies drückte sich zum Beispiel in verschiedenen Buchtiteln aus. Jakob Löwenberg nannte seinen autobiografischen Roman: „Aus zwei Quellen“. Jakob Wassermann reflektierte sein Leben

⁵⁹ Deutschtum und Judentum in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 352

und nannte sein Buch: „Weg als Deutscher und Jude“ (der schließlich scheiterte).⁶⁰ Franz Rosenzweig empfand dieses „und“ zunehmend als problematisch, er nannte daher seine Sammlung von Aufsätzen „Zweistromland“ und griff auf die mit Martin Buber erstellte Bibelübersetzung von 1.Mose 24,10 – also einer Torastelle – zurück. Er betonte, dass das „und“ keine Addition meinen kann, sondern dass eine Seite, die jüdische, beherrschend sein müsse.⁶¹

Heinz Mosche Graupe schließt 1977 seine Untersuchung mit der Feststellung: „Der Bereitschaft und dem Bemühen der deutschen Juden zu kultureller Symbiose fehlte der Widerhall auf der anderen Seite.“⁶² Walter Jens kommt im Rückblick zu dem Ergebnis: „Nun, die Juden in Deutschland täuschten sich – und hatten doch keine andere Wahl: Nicht im Kaftan, sondern nur auf dem Weg einer Annäherung an die fortschrittliche Intelligenz aus dem Kreis des liberalen deutschen Bürgertums war Emanzipation zu gewinnen – nur durch Assimilation. [...] Nein, es gab für sie keinen anderen Weg als den von ihnen eingeschlagenen: Es war nicht ihre, sondern der Dialogverweigerer auf der anderen Seite Schuld, daß der Assimilationsprozeß zunächst zur Aufgabe jüdischer Identität und, kaum war diese vollzogen, zur Aufgabe der Existenz führte.“⁶³

Zu einem ähnlichen vernichtenden Urteil über den Versuch, sich in das Deutschtum einzugliedern, kommt der jüdische Historiker Michael Wolffsohn: „Die ‚Auflösung‘ des deutschen Judentums [geschah] durch Akkulturation als wesentliche Entwicklungstendenz deutsch-jüdischer Geschichte der zweiten Hälfte des 19. und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts.“ Wolffsohn belegt seine These der Selbstaufgabe des Judentums mittels seiner statistischen Erhebung, welche Vornamen den jüdischen Kindern gegeben wurden: Die ersten acht Plätze aller männlichen Vornamen, die ersten zehn Plätze aller weiblichen Vornamen waren deutscher oder christlicher Herkunft.⁶⁴ So sehen wir es auch bei Rabbiner Beermann: Seine Vornamen waren Max Mordechai – Max ist ein sehr deutscher Vorname, Mordechai war ein Gelehrter und liturgischer Dichter im Mittelalter. Ihren Sohn stellten die Eltern Beermann in beide Kulturen; er selbst unterzeichnete immer nur mit Max.

Die Kämpfe des Rabbiners Dr. Max Beermann

Rabbiner Beermann kämpfte Zeit seines Lebens gegen judenfeindliche Ideologien. Die Feinde des Judentums kamen aus verschiedenen Richtungen. Da war der jahrhundertalte christliche Antijudaismus, die wissenschaftlichen Angriffe des Panbabylonismus und – zunehmend aggressiver – der rassistische Antisemitismus. Alle drei Richtungen führten zur Ausrottung des europäischen Judentums – zum Teil ungewollt, aber faktisch zielführend.

⁶⁰ Deutschtum und Judentum in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 257

⁶¹ siehe auch: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. 3, 1997, S. 158

⁶² Heinz Mosche Graupe, Die Entstehung des modernen Judentums, 1977, S. 257

⁶³ Walter Jens, Juden und Christen, 1989, S. 113; Jens setzt sich kritisch mit dem Streben nach Assimilation der Juden auseinander, siehe dazu S. 82; 84 ff.

⁶⁴ Michael Wolffsohn, Thomas Brechenmacher, Deutschland – jüdisch Heimatland, 2008, S. 53

Dr. Beermanns Sorge war nicht nur der Erhalt des Judentums, in dem er wurzelte, sondern ebenso der deutschen Kultur, in der er zuhause war. 1927 stellte er fest: „Der heutige Antisemitismus ist eine Rückfallerscheinung in kulturwidrige Barbarei, er verträgt sich nicht mit der deutschen Gesittung, die das Ideal der Humanität in unvergänglicher und unvergleichlicher Schönheit ausgeprägt hat.“⁶⁵ Das schrieb Max Beermann in den *Abwehrblättern* des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, in denen er viele Aufsätze veröffentlichte. Diese Mitteilungen erschienen erstmals 1891, als die „Deutschsoziale Antisemitische Partei“ forderte, die verfassungsrechtliche Gleichberechtigung der Juden aufzuheben und Juden unter ein besonderes Fremdenrecht zu stellen.

Die Debatte von 1891 war für die Juden in Deutschland ein Alarmsignal. Um Vorurteile abzubauen, galt es, der breiten Öffentlichkeit ein unverfälschtes Bild jüdischen Lebens und Glaubens darzustellen. Zum ersten Mal wurde eine jüdische Apologetik entwickelt. Mit Argumenten und Informationen sollten aktuelle jüdenfeindliche Strömungen bekämpft werden. Dr. Beermann argumentierte auf hohem Niveau in der „Hoffnung auf die Wirksamkeit wissenschaftlicher Aufklärung“⁶⁶, denn es waren Bildungsbürger und Akademiker, die besonders intensiv die Judenfeindschaft anheizten. In den Zwanzigerjahren verschärfte sich die Situation für die Juden immer mehr. Rabbiner Beermann schrieb 1929: „Einsichtigen kam die Hochflut des Jüdenhasses keineswegs wie eine jähe Überraschung. Immer ließ dieses Elend grundlose Feindseligkeiten gegen den Juden aus den widerlichen Schlammfluten des Hasses emportauchen.“⁶⁷

1924 war Max Beermann Hauptschriftleiter der neu gegründeten „Süddeutschen Israelitischen Wochenschrift“. Als Leitwort heißt es zu Beginn: „Antisemitismus ist bei uns zur Mode geworden, beschimpft, geächtet, mit Kot beworfen, steht in Süddeutschland das Judentum in vorderster Front im Kampf um seine Rechte gegen Lüge und Verleumdung. Die Süddeutsche Israelitische Wochenschrift soll mit eine der Hauptstützen dieses gerechten Kampfes sein.“⁶⁸ Leider stellte die Zeitschrift nach einem Jahr ihr Erscheinen ein. Interessant für das Bild Max Beermanns sind seine Artikel: Keine Selbstbelobigung oder Verteidigung des Judentums, sondern Informationen zu jüdischer Ethik und Geschichte und vor allem seelsorgerliche Aufgaben angesichts sozialer Nöte: Verarmung durch kapitalistische Wirtschaftsordnung, Neuansätze im Strafvollzug, Begleitung von Kranken und deren Familien, der weit verbreitete Alkoholismus.⁶⁹

Christlicher Antijudaismus

Ein Beispiel für Max Beermanns Umgang mit dem christlichen Antijudaismus ist sein Offener Brief⁷⁰ von 1912 an Prof. Friedrich Niedergall, der an der theologischen Fakultät in Heidelberg lehrte. Dr. Beermann schrieb hochschätzend und freundlich, aber auch klar argumentierend.

⁶⁵ Max Beermann, Die neue Kampfphase gegen das jüdische Schrifttum. In: *Abwehrblätter*, 1927, S. 124

⁶⁶ Gemeindezeitung, 1930, Nr. 15, S. 176; siehe auch: M. Beermann, Beiträge zur Wesenserkenntnis des Judentums, 1929, S. 5 f.; Chr. Wiese, Wissenschaft, S. 81 f.; Gábor Lengyel, Moderne Rabbinerausbildung in Deutschland und Ungarn, 2012, S. 102

⁶⁷ Max Beermann, Beiträge zur Wesenserkenntnis, 1929, S. 79

⁶⁸ Süddeutsche Israelitische Wochenschrift, Ingolstadt, 1924, Nr. 4, S. 49

⁶⁹ Süddeutsche Israelitische Wochenschrift, Ingolstadt, 1924, Nr. 4 – 24

⁷⁰ Max Beermann, Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Insterburg an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: *Im deutschen Reich*, 1912, Juli 1912, S. 339 ff.

Er betonte, dass er sich in christlicher Theologie sehr gut auskenne und „die Wahrheit aufnimmt, wo immer er sie findet“. Er wehrte sich aber entschieden gegen die traditionellen, an der Heidelberger Universität immer noch gepflegten antijüdischen Behauptungen, die alle darin gipfelten, dass „das Christentum das Judentum religiös überboten und überwunden habe“. Konkret zeigte Beermann dies in der Beurteilung der Botschaft Jesu oder der Bewertung der ethischen Aussagen der Propheten. Er stellte klar, dass Jesu „Umgang mit seinem himmlischen Vater“, dass Jesu Gebot der Nächstenliebe, dass Jesu Gottesreichhoffnung nicht die jüdische Tradition überholt hätten, sondern dass Jesus damit im Sinne des Alten Testaments argumentierte.

Zur Streitfrage um die Messianität Jesu schrieb er: „daß das Reich des Messias erst dann gekommen [ist], wenn sein Reich, das Reich der Humanität angebrochen und das Reich der Bestialität restlos geschwunden ist“. Rabbiner Beermann argumentierte: Die derzeitige Realität spreche dagegen, dass der Messias – auch nicht in der Person Jesu – gekommen sei. Der Glaube könne nicht über den Zustand der Welt hinwegsehen. Er betonte in dem Offenen Brief: „Während ich dies schreibe, dringen zu mir erneute Schreckenskunden aus dem barbarischen Rußland, wo man tatsächlich mit dem frommen Pobjedonoczew grausamen Rezept ernst macht: Ein Drittel der Juden zwingt man zur Taufe, ein Drittel treibt man hinaus, und ein Drittel schlägt man tot.“

Rabbiner Beermann hatte einen sehr realistischen Blick auf die Entwicklungen in der Welt, dennoch hielt er unbeirrt am Schluss des Offenen Briefes fest: „Lassen wir uns durch den entsetzlichen Jammer, den der Hass über das Volk der Juden bringt, nicht die Zuversicht rauben, dass doch einst der Tag kommen wird, wo die Welt sich wandelt zum ‚Reich des Allmächtigen, zum Reich der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit‘.“

Der Bibel-Babel-Streit

Der Bibel-Babel-Streit war die Spitze einer anderen Anfeindung gegen das Judentum. Sie gab sich akademisch und fand im Bildungsbereich viele Anhänger. Dr. Beermann titelte einen seiner vielen Aufsätze 1926 in den *Abwehrblättern*: „Die neue Kampfphase gegen das jüdische Schrifttum“. ⁷¹ Um was ging es? Im 19. Jahrhundert blühte die Assyriologie als Wissenschaft auf. Durch umfangreiche archäologische Arbeiten im Nahen Osten kam es zu sensationellen sumerisch-babylonischen Funden und später zur Entzifferung der Keilschrift. Friedrich Delitzsch war ein Mitbegründer der deutschen Orientgesellschaft. Er war einer der führenden Orientwissenschaftler und wurde durch Kaiser Wilhelm II. intensiv unterstützt. An die Öffentlichkeit trat Delitzsch besonders von 1902 bis 1905 und dann noch einmal 1920. Mit seinen Arbeiten „Die große Täuschung“ und „Beiträge zur Wesenserkenntnis des Judentums“, aber auch zum Beispiel in der Neckar-Rundschau trat Rabbiner Beermann den Behauptungen und Verunglimpfungen entschieden entgegen. ⁷² In diesen wurde mit wissenschaftlichem Anschein

⁷¹ Franz Rödel, Babylon und jüdische Literatur. In: *Abwehrblätter*, 18.4.1926, S. 39 f.

⁷² Max Beermann, Babylonische und altägyptische Hymnen aus der vorbiblischen Zeit. In: *Neckarzeitung*, 11.5.1922, S. 3; Ders., Biblische Gottes- und Humanitätsgedanken in der Griechenwelt. In: *Neckar-Rundschau*, 31.5.1922; Ders., Die große Täuschung, 1920; Ders., Eine große Enttäuschung. In: *Gemeindezeitung*, 1927, Nr. 2, S. 61

der Tora jeder Offenbarungscharakter und der prophetischen Überlieferung jede moralische Qualität abgesprochen. Die biblischen Überlieferungen seien nichts Anderes als ein „minderwertiger Abklatsch“ der viel höher stehenden babylonischen Kultur. Die jüdische Gottesverehrung stehe weit unter der heidnischen Religion der Babylonier. Konsequenterweise forderte Delitzsch das Ausscheiden des Alten Testaments aus dem christlichen Kanon und das Zurückdrängen der Juden aus der deutschen Kultur. Dr. Beermann widerlegte die Behauptungen und zeigte, dass hier mit wissenschaftlichem Anschein nur die Minderwertigkeit des Judentums behauptet wurde.

Der rassistische Antisemitismus

Bei Dr. Beermanns Kampf gegen den rassistischen Antisemitismus fällt zweierlei auf: Er versuchte nicht, die biologische Rassenlehre zu widerlegen und er verteidigte ihr gegenüber nicht allein das Judentum, sondern die ganze deutsche Kultur. 1918 schrieb er programmatisch im „Im Deutschen Reich“, dass „die Interessen der deutschen Juden völlig identisch [sind] mit denen des gesamten Deutschland, daß ein Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden nicht möglich“ ist.⁷³

Zehn Jahre später betonte er: „Nationales hat nur bedingten Wert [...], es gibt über dem Völkischen noch ein Höheres, das Menschliche.“⁷⁴ Das war eine klare Kampfansage gegen das nationalsozialistische Weltbild. Wie auch die anderen Klarstellungen Rabbiner Beermanns: Der Mensch sei nicht definiert durch seine biologische Herkunft, sondern durch seine Würde und seinen Wert als Ebenbild Gottes, und zwar jeder Mensch gleich welcher Rasse, Nation, Religion oder Kultur. „Jede Menschenseele ist göttlichen Ursprungs“⁷⁵ und entfalte sich als solche in kultureller Verschiedenheit: zum Beispiel in unterschiedlichen Sprachen, Religionen, Sozialformen, Kunstentwicklungen. Dem Nationalismus setzte er den (jüdischen und aufklärerischen) Universalismus entgegen. Er bestritt die Vormachtstellung „reinrassiger“ Staaten und betonte die vielen Verflechtungen aller Nationen in kultureller Hinsicht. Politisch forderte er eine Aufwertung des Völkerbundes. Entschieden wandte er sich ab von dem Grundsatz: Recht sei, was dem Volk dient – bis hin zur Rechtfertigung der Gewalt. Dem setzte er das Recht entgegen, dass in der Sittlichkeit wurzelt. Dem Recht des Starken setzte er – in biblischer und aufklärerischer Tradition – die soziale Ethik entgegen: den Schutz und das Recht auf Hilfe für die Armen, Schwachen und Gefährdeten.

Die Situation in Heilbronn sah zunächst entspannt aus. Rabbiner Max Beermann war dafür ein eindrückliches Beispiel: Er wurde von der Heilbronner Bevölkerung gut aufgenommen. Er war als Persönlichkeit geachtet und als Redner zu öffentlichen Anlässen geschätzt.

⁷³ Max Beermann, Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Insterburg an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: Im deutschen Reich, 1912, Juli 1912, S. 344 f.; siehe auch: Max Beermann, Die neue Kampfphase gegen das jüdische Schrifttum. In: Abwehrblätter, 1927, S. 124

⁷⁴ Max Beermann, Der Geist der Synagoge. In: Gemeindezeitung, 1929, Nr. 19, S. 246 f.

⁷⁵ Max Beermann, Der Geist der Synagoge. In: Gemeindezeitung, 1929, Nr. 19, S. 246 f.



Blick auf die Synagoge und das neue Postamt an der Allee, Ansichtskarte 1931.

Anfang der Zwanzigerjahre entstanden kleine Gruppierungen, die den Nationalsozialismus unterstützen. Im März 1924 veranstalteten die Nationalsozialisten eine vielbesuchte Wahlveranstaltung für die anstehende Reichs- und Landtagswahl.⁷⁶ Sie war geprägt von Judenbeschimpfungen, eine Diskussion wurde nicht zugelassen. Damit dem Gesagten öffentlich widersprochen werden konnte, lud der „Zentralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ wenig später zu einer Gegenveranstaltung ein. Die Heilbronner *Neckar-Zeitung* berichtete am 19. April davon ausführlich. Rechtsanwalt Siegfried Gumbel hielt das Referat, Rechtsanwalt Max Rosengart, Rabbiner Beermann und der Volkshochschulleiter Christian Leichtle hielten die anschließende Diskussion auf einem guten Niveau. Die *Neckar-Zeitung* stellt abschließend fest: „Schließlich konnte der Versammlungsleiter RA Rosengart die anregend verlaufende Versammlung schließen mit dem Ausklang: Recht und Gerechtigkeit für die jüdischen Staats-

⁷⁶ vermutlich: 7.3.1924 Wahlversammlung des Völkisch-sozialen Blocks. Da keine freie Aussprache zugesichert wird, verlässt ein Drittel der Zuhörer den Saal. Das *Neckar-Echo* berichtet darüber nicht – ebenso wenig wie über andere Wahlveranstaltungen von dieser Seite. Bereits 1921 setzte sich in Heilbronn der „Deutsch-völkische Schutz- und Trutzbund“ für NS-Ideen ein, siehe dazu: Hans Franke, *Geschichte und Schicksal*, 1963, S. 109 f.

bürger – eine Forderung und Mahnung, die bei den bevorstehenden Wahlen ihre praktische Anwendung finden mögen.“⁷⁷

Ab 1925 setzte sich die Heilbronner Ortsgruppe der NSDAP kämpferisch für den Antisemitismus ein. Dem stellte sich argumentativ ab 1928 die Ortsgruppe des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ entgegen. Siegfried Gumbel, Max Rosengart und Max Beermann traten mehrfach miteinander öffentlich gegen die Hetzkampagnen auf – zum Beispiel am 12. Mai 1931 bei einer Aussprache über die „Judenfrage“ zu der der „Zentralverein“ und der „Reichsbund jüdischer Frontsoldaten“ gemeinsam eingeladen hatten. Die *Neckar-Zeitung* schrieb dazu: „Der in jeder Hinsicht ehrlich und objektiv, um gegenseitiges Verstehen bemühten Rede [von Siegfried Gumbel] folgte eine längere Aussprache, in der insbesondere auf die religiösen Postulate zu Menschenliebe und Selbstprüfung verwiesen wurde, gleichermaßen vom Alten wie vom Neuen Testament her. Die ganze Bibel kennt keine Rassenfrage, sie ist Offenbarung des einen gemeinsam verehrten Gottes.“ Max Beermann schloss seinen Beitrag mit der Bemerkung ab, er betrachte den Antisemitismus als eine Kulturschande.⁷⁸

Immer wieder stellte sich Rabbiner Beermann gegen die nationalsozialistische Ideologie und konfrontierte sie mit der jüdischen Tradition. Er stellte den „völkerverbindenden Universalismus“ gegen den Kampf der Völker um die Vorherrschaft; „die Humanität als Grundlage der Sittlichkeit“ gegen das naturgegebene Recht der Stärkeren; den „göttlichen Ursprung jedes Menschen“ gegen die Dominanz einer Herrenrasse; das biblische Liebesgebot und die biblische Sozialgesetzgebung zugunsten der Schwachen gegen das „Naturgesetz“ vom Sieg der Starken.⁷⁹ Rabbiner Beermann schrieb und redete gegen die nationalsozialistische Ideologie und den christlichen Antijudaismus in der Hoffnung, dass Argumente gewinnen und überzeugen könnten. Die von vielen gerühmte Kraft seiner Rede konnte aber gegen den Kulturabbruch durch die Nazis nichts ausrichten. Viele seiner Gedanken fielen erst Jahrzehnte später auf fruchtbaren Boden. Oder warten immer noch darauf.

Max Beermanns Untergang und sein jüdisches „Dennoch“

Wie es in Max Beermann aussah, wissen wir kaum – es sind uns keine Briefe oder Tagebücher erhalten. Aber wir spüren aus Äußerungen, dass er in einem unbeugsamen Gottvertrauen standhielt. 1926 schrieb er: „Alles was wir in Leid und Freud erleben, kommt aus Gottes Hand. Keiner verletzt sich auch nur einen Finger, ohne dass man im Himmel über ihn beschlossen hätte. Es gibt keinen Zufall.“⁸⁰ Was Max Beermann zusammen mit allen Juden erlitt, widersprach diesem Gottvertrauen. Trotzdem bekannte er 1934: „Gewiß tritt im Leben die göttliche Gerechtigkeit nicht immer zutage, aber im Lichte des ewigen Lebens, das Gott in uns gepflanzt

⁷⁷ Neckar-Zeitung, 19.4.1924, S. 2

⁷⁸ Neckar-Zeitung, 13. 5. 1931

⁷⁹ Max Beermann, Beiträge zur Wesenserkenntnis, 1929, S. X; zu den Gegenüberstellungen: Max Beermann, Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Instertburg an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: Im deutschen Reich, 1912, Juli 1912, S. 343 f.

⁸⁰ Max Beermann, Unser Judentum, 1926, S. 6 f.

hat, schauen wir den Ausgleich in einer geistigen Welt, wo Tugend und Schicksal in Einklang gesetzt werden.“⁸¹

In dieser Zeit ging Max Beermanns Welt unter. Am 6. Mai 1932 starb Recha Beermann, seine Ehefrau im Alter von 61 Jahren. Er musste seine bisherige Wohnung in der Schillerstraße 50 aufgeben und zog zur Tochter Ruth in die Solothurner Straße 2. Am Samstag, den 1. April 1933 fand der Boykott der jüdischen Geschäfte, Kanzleien und Arztpraxen auch in Heilbronn statt – Fanal der öffentlichen Gewalt gegen Juden –, der kaum Widerspruch fand. Im Deutschen Reich wurden am 10. Mai 1933 Bücher jüdischer Autoren verbrannt – Signal für den Zusammenbruch deutscher Kultur. Am 3. März 1935 hielt Rabbiner Beermann seinen letzten Vortrag in der jüdischen Gemeinde. Er sprach zum 800. Geburtstag des Moses Maimonides, der jüdische Religion und Philosophie aufeinander bezog. Damit schloss er den Kreis seines Gelehrtenlebens; denn seine Dissertation untersuchte ein Hauptwerk eben dieses Maimonides. In diesem letzten Vortrag gibt er uns einen Blick auf das, was ihn stärkte: „Jude sein heißt, auch mit den Bitterkeiten des Lebens fertig werden, heißt den ‚Weg ohne Ende‘ gehen, die dornenvolle Wanderung durch alle Zungen, Zonen und Zeiten machen – aufgerichtet und gestärkt durch göttlichen Trost und ewige Hoffnung.“⁸²



Das Grab von Recha und Max Beermann auf dem Israelitischen Friedhof Heilbronn.

⁸¹ Max Beermann, Die Stimmen klingen fort. In: Gemeindezeitung, 1934, Nr. 5, S. 41

⁸² Max Beermann, Die Befreiartat des Moses Maimonides, Maimonides Feier zum 800. Geburtstag. In: Gemeindezeitung, 1935, Nr. 24, S. 210

Am 2. August 1935, im 63. Lebensjahr starb Max Beermann in Wiesbaden, nach kurzem schweren Leiden. Er starb „an gebrochenen Herzen“ erinnerte sich später seine Tochter Ruth.⁸³ Am 5. August 1935 fand die Trauerfeier der jüdischen Gemeinde in Heilbronn statt. Damals erinnerte Rabbiner Dr. Auerbach aus Stuttgart an „eine der hervorragendsten Rabbinerpersönlichkeiten unserer Gemeinschaft“⁸⁴; Rabbiner Dr. Caro, Köln, dankte ihm im Namen der Verwandtschaft und Dr. Siegfried Gumbel erinnerte an seinen Freund und Weggefährten. Ihn hatte Max Beermann gebeten, „ihm letzte Grüße nachzusenden“. Max Beermann ging unter. Seine Überzeugungen beleben und orientieren auch heute Juden, Christen und viele andere Menschen unserer Stadt.

Quellen

Stadtarchiv Heilbronn, Bestände D052-0 (Nachlasssplitter von Bezirks-Rabbiner Dr. Max Beermann) und ZS-15484 (Beermann, Max, Dr.; Bezirksrabbiner)

Zitierte Literatur

Allgemeine Zeitung des Judentums, Der Gemeindebote, 19.3.1915, S. 2 zur Verabschiedung in Insterburg

Beermann, Max: Babylonische und altägyptische Hymnen aus der vorbiblischen Zeit. In: Neckar-Zeitung, 11.5.1922, S. 3

Beermann, Max: Beiträge zur Wesenserkenntnis des Judentums, Berlin (Verlag der „Abwehr-Blätter“) [1929]

Beermann, Max: Biblische Gottes- und Humanitätsgedanken in der Griechenwelt. In: Neckar-Rundschau, 31.5.1922

Beermann, Max: Leitartikel Ellulwünsche (orthodoxes Judentum). In: Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum, 3.8.1899

Max Beermann: Fördert das jüdische Lehrhaus. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1930, Nr. 13, S. 144

Beermann, Max: Der Geist der Synagoge. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1929, Nr. 19, S. 246 f.

Beermann, Max: Gruß für die jüdische Jugend. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1930, Nr. 10, S. 116

Beermann, Max: Das Judentum und seine Bedeutung, Berlin 1896

Beermann, Max: Leserbrief. In: Jüdische liberale Zeitung, 16.7.1930

⁸³ Heilbronner Stimme, 24.7.1987, S. 14

⁸⁴ Strauss, Siegfried, Zum Tod des Rabbiner Dr. Beermann (Nachrufe von Dr. Wochenmark, Gmünd und Siegfried Strauss, Talheim). In: Gemeindezeitung, 1935, Nr. 10, S. 74

Beermann, Max: Liberale Forderungen. In: Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum, 26.4.1923, S. 1

Beermann, Max: Die Liberalen und die Speisegesetze. In: Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum, 2.11.1922, S. 3

Beermann, Max: Maimonides Commentar zum Tractat Edujoth, Abschnitt I, 1-12. Dissertation, Berlin 1897

Beermann, Max: Die neue Kampfphase gegen das jüdische Schrifttum. In: Abwehrblätter. Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 1927, S. 124

Beermann, Max: Offener Brief des Kreisrabbiners Dr. Beermann, Insterburg, an Prof. Niedergall, Heidelberg. In: Im deutschen Reich, Juli 1912, S. 339 ff.

Beermann, Max: Die Psychotherapie im Dienste des Rabbiners. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1927, Nr. 1, S. 13

Beermann, Max: Der Rabbiner am Krankenbett. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1927, Nr. 3, S. 82

Beermann, Max: Soziale Streifzüge durch die Tora. In: Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum, 28.2.1900, S. 1

Beermann, Max: Sozialpolitische Bilder aus dem Leben und Wirken der Propheten. In: Der Israelit. Ein Centralorgan für das orthodoxe Judentum, 3.5.1900, S. 1

Beermann, Max: Unser Judentum, Berlin 1926

Beermann, Max: Unsere Propheten und der Völkerbund. In: Im deutschen Reich 1918, Heft 12

Beermann, Max: Die unterrichtliche Behandlung des Propheten Jeremia in der Oberstufe. In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1927, Nr. 9, S. 264 ff.

Biografisches Handbuch der Rabbiner, Teil 2: Die Rabbiner im Deutschen Reich 1871 – 1945, München 2009

Brenner, Michael: Jüdische Kultur in der Weimarer Republik, München 2000

Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, herausgegeben im Auftrag des Leo Baeck Instituts von Michael A. Meyer u.a. München. Bd. II: Emanzipation und Akkulturation 1780 – 1871 (1996); Bd. III: Umstrittene Integration 1871 – 1918 (1997); Bd. IV: Aufbruch und Zerstörung; 1918 – 1945 (1997)

Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig herausgegeben von Dan Diner. Stuttgart; Weimar, Band 4: Ly – Po, 2013

Franke, Hans: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Vom Mittelalter bis zur Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1050 – 1945) (= Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, Heft 11) Heilbronn 1963

Graupe, Heinz Mosche: Entstehung des modernen Judentums. Geistesgeschichte der deutschen Juden 1650 – 1942. 2., revidierte und erweiterte Auflage, Hamburg 1977

Gumbel, Siegfried: Gedenkblatt für Bezirksrabbiner Dr. Max Beermann, Heilbronn (Nachruf). In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1935, Nr. 11, S. 80

Jens, Walter: Juden und Christen in Deutschland, Tübingen 1989

Kampmann, Wanda: Deutsche und Juden. Studien zur Geschichte des deutschen Judentums. Heidelberg 1963

Lengyel, Gábor: Moderne Rabbinerausbildung in Deutschland und Ungarn. In: Münsteraner Judaistische Studien: Wissenschaftliche Beiträge zur christlich-jüdischen Begegnung, Band 26, Berlin; Münster 2012

Mayer, Oskar: Die Geschichte der Juden in Heilbronn. Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Synagoge in Heilbronn, Heilbronn 1927

Müller, Samuel: Jüdische Geschichte von der Zerstörung des 1. Tempels bis zur Gegenwart, 3. verbesserte und vermehrte Auflage unter Mitwirkung von Max Beermann, Stuttgart 1921

Das Rabbiner-Seminar zu Berlin, Berlin 1898. Online-Ausgabe: Universitäts-Bibliothek Frankfurt am Main, 2009

Rödel, Franz: Babylon und jüdische Literatur. In: Abwehrblätter. Mitteilungen aus dem Verein zur Abwehr des Antisemitismus, 18.4.1926, S. 39 f.

Romain, J.A.; Homolka, W.: Progressives Judentum, Leben und Lehre, München 1999

Spengler, Günter: Max Beermann (1873 – 1935). „Eine der hervorragendsten Rabbinerpersönlichkeiten unserer Gemeinschaft“. In: Heilbronner Köpfe VIII. Heilbronn 2016 (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn 64), S. 69 – 90

Stuttgarter Lehrhaus – Stiftung für interreligiösen Dialog (Hg.): Dokumentation zur Eröffnung am 7. Februar 2010. Stuttgart 2010

Wiese, Christian: Wissenschaft des Judentums und protestantische Theologie im wilhelminischen Deutschland. Ein Schrei ins Leere? Tübingen 1999

Wolffsohn, Michael; Brechenmacher, Thomas: Deutschland, jüdisch Heimatland. Die Geschichte der deutschen Juden vom Kaiserreich bis heute, München 2008

Zum Tod des Rabbiner Dr. Beermann (Nachrufe von Dr. Wochenmark, Gmünd und Siegfried Strauss, Talheim). In: Gemeindezeitung für die israelitischen Gemeinden in Württemberg, 1935, Nr. 10, S. 74; Nr. 12, S. 92; Nr. 13, S. 98

Bildnachweis

S. 5 Stadtarchiv Heilbronn, Fotosammlung

S. 14 Stadtarchiv Heilbronn, Fotosammlung

S. 18 Stadtarchiv Heilbronn, L006-Ho 1 Sie-1928

S. 23 Stadtarchiv Heilbronn, Fotosammlung

S. 26 Stadtarchiv Heilbronn, Bestand D052-0

S. 34 Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart und Stadtarchiv Heilbronn (Aufnahme Gebr. Metz)

S. 36 Stadtarchiv Heilbronn, Fotosammlung (Fotografin: Barbara Kimmerle)

Zum Autor

Günter Spengler studierte neben evangelischer Theologie auch Philosophie und jüdische Theologie. Er war von 1978 bis zu seinem Ruhestand im Februar 2008 evangelischer Pfarrer an der Nikolaikirche in Heilbronn. Günter Spengler ist Koordinator der Heilbronner Stolperstein-Initiative und im Freundeskreis Synagoge Heilbronn e.V. engagiert. Er ist verheiratet und hat fünf Kinder.